

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, Mai 1927 Heft 5

Arbeit.

Von Ernst Zahn.

Ich sitze auf einem Berge in einem einsamen Hause. Der Sturm macht seine Wände zittern und der Regen schlägt in Schauern gegen die Scheiben. Ich kenne die Menschen nicht, die gleich mir hier Obdach gesucht haben. Ich bin sehr allein, und da ich der Heimat fern bin, würde ich wohl dieses Alleinsein schmerzlich empfinden; hätte ich je Langeweile gekannt, so wäre jetzt wohl die Zeit dazu. Aber ich hatte in meinem Leben, das sich auch zum Berge erhoben, zum Berge, der bald in den Schnee des Alters ragt, in diesem Leben hatte ich einen Freund, der mich nie verließ, meine Arbeit. Hundertmal hat sie mir über dunkle Tage wie den heutigen geholfen, über Tage, die nicht nur vom Wetter trübe, sondern von Leid und Unglück düster, von Jorn durchwittert waren. Tage waren, die ich mit Unlust und Hoffnungslosigkeit kommen sah, Tage, die zu leben eine Last schienen. Und siehe, wenn ich an meine Alltagspflichten ging, so verlor sich Verzweiflung, und Mut und Wille stählten sich unmerklich neu. Und es waren Tage, da mein ganzes Wesen aufgewühlt schien vor Erbitterung, die Entrüstung Worte suchte und seelische Not nach lösendem Schrei; aber im Werk meines Alltags wurde der bitterste Groll wieder still, und leise glomm aus der Nacht eines Hasses das Lichtlein Ruhe.

Als ich ein Kind war, liebte ich das Spiel und war glücklich. Als ich ein Jüngling war, liebte ich die Liebe und nannte sie Glück und liebte Zerstreuung, wie die Welt sie bietet in mancherlei Form. Die Arbeit jedoch war mir noch nicht Notwendigkeit, noch nicht Freude geworden. Aber seltsam! Spielen wurde einem leid im Getriebe der Stunden. Und Liebe lohnte auf zum Feuer und sank zusammen zu stiller Glut, die das Leben nicht ganz zu durchwärmen vermochte. Die Weltfreuden aber, die waren wie singende Vögel; man lauscht dem ersten, dem zweiten, doch wenn es ihrer zu viele werden, schließt man sein Fenster gegen ihren Gesang. Aber die Arbeit

blieb immer sich gleich. Sie heischte Mühe und lohnte mit Zufriedenheit. Sie mochte nicht jubeln, aber wer ihr lebte, wurde fröhlich im Sinn und friedlich im Herzen. Und nun ich ein Mann bin, weiß ich, daß Arbeit das Glück ist, das vielgesuchte, das ferngewähnte, das rätselhafte. Kein Glanz, kein Märchenschimmer, nur Schlichtheit, nur heiter freies Wesen!

Und nun sitze ich auf meinem Berge. Der Sturm heult. Und meine Stube ist fremd und kalt. In der Zeitung lese ich, daß Streit ist unter den Menschen um die Dauer der Arbeit, Streit, wieviel Stunden am Tage die Arbeit wahren soll. Wie merkwürdig mich das anmutet! Die Menschen sind uneinig, wie lange ihr Glück dauern soll? Mein Vater und meine Mutter, das ist mir gerade jetzt deutlich wie nie, standen im Joch dieser Arbeit den langen Tag und oft tief in die Nacht hinein, sie kannten nicht Arbeitsstunden und Feierstunden, denn ihr Werk war schwer, und da niemand es für sie tat, mußten sie es selber tun. Aber sie klagten nie. Sie waren freundliche, zufriedene Leute, und als sie alt wurden und ruhen mußten, sprachen sie: Wie schön war doch

das damals, als der Tag keinen Abend hatte! — Und die Menschen streiten, wie lange ihr Tagwerk wahren soll! Ehe ich auf diesen Berg kam, fuhr ich durch mein Vaterland. Erntende Bauern standen auf weiten Feldern, erntende Bauern pflückten die Früchte der Bäume. Die Schlöfe der Fabriken rauchten. In Städten und Dörfern wandelte und handelte ein eifriges Volk. Wohlstand war das Zeichen meiner Landesgenossen. Ihrer Regsamkeit, ihres Willens zum Werke wegen galten sie viel und weit in der Welt. Wie? Nun streiten sie sich um die Zeit ihrer Arbeit? Ich mag es nicht glauben. Vom Berge meiner Einsamkeit nieder, herab vom Berge meines wissenden Alters will ich es sagen: „Die Arbeit ist das Glück. Sie trägt Lohn in sich selbst. Sie in Grenzen zu zwingen heißt, ihr die Kraft nehmen, aus sich selbst heraus reich zu machen den, der ihr dient!“

Hinter uns, hinter jedem von uns liegen sechs Jahrtausende menschlicher Anstrengung und Siege; vor uns die grenzenlose Zeit mit ihren noch unerschaffenen und uneroberten Ländern und Eldorados, die wir, ja wir erobern und schaffen sollen; und über uns leuchten die himmlischen Sterne der Ewigkeit.

Carlyle.

Deutschland als Glied der Weltwirtschaft.

Von Prof. Dr. E. Schulze,

Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzig¹.

III.

Die weltwirtschaftliche Stellung der deutschen Industrie nach dem Kriege.

Dieselben Kräfte nun sind es, die der deutschen Industrie auch nach dem Kriege ihre weltwirtschaftliche Stellung sichern oder ihr doch einen neuen Aufstieg verheißen. Außerlich ist ihre Lage noch ungünstiger geworden. Verkehrsmäßig sind wir heute (nicht nur durch den polnischen Korridor) noch übler daran als vor 1914. Die Kapitalverluste der deutschen Volkswirtschaft sind erschreckend. Was der Krieg und der Raub unserer Feinde übriggelassen hatten, ist durch die Inflation zum großen Teil zerrieben. Die Kaufkraft der deutschen Bevölkerung ist auch dadurch empfindlich gesunken, die Absatzmöglichkeiten unserer Industrie auf dem Binnenmarkte entsprechend verschlechtert. Die Bildung von Neukapital kann sich im heutigen Deutschland nur langsam vollziehen. Braucht unsere Industrie größere Kapitalsummen, so muß sie sie im Ausland leihen. Die wenigen Kolonien vollends, die wir besaßen, sind uns genommen.

Trotz alledem ist der Funke des Prometheus in der Brust der deutschen Industrie nicht erkalte. Mit altem Wagemut geht sie an ihre neuen Aufgaben. Fast mit dem Augenblick des Neuaufbaus unserer Währung begann sie sich zu rationalisieren. Um nicht technisch ins Hintertreffen zu geraten, kaufte sie, wenn auch auf Borg, die vollkommensten Maschinen, die sie irgendwo in der Welt erhalten konnte. Zugleich gestaltete sie ihre innere Betriebsorganisation um und stellte sich auch kaufmännisch auf moderne Grundlagen, wozu ihr die Handelshochschulen, der jüngste Zweig unseres Hochschulwesens, bedeutsame Dienste leisteten.

Das Ziel ist wiederum, durch Fleiß, organisatorische Leistungen und unablässige Vergeistigung unserer Arbeit den deutschen Industriewaren eine solche Billigkeit und Güte zu verleihen, daß sie auf dem Weltmarkt trotz der hohen Zollschranken, die ihnen allenthalben entgegenstehen, wiederum ihren Weg machen². Hätte nicht die viel zu starke Hereinnahme von Auslandskrediten unsere Wareneinfuhr künstlich

gesteigert, so würde die deutsche Industrie — davon bin ich überzeugt — noch größere Erfolge erzielt haben.

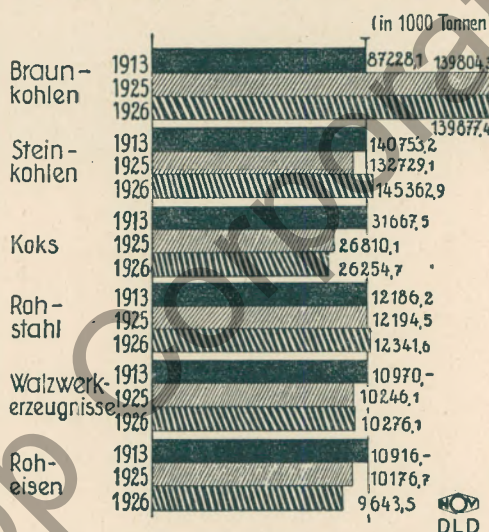
Eine ihrer stärksten Seiten ist in ihrer Vielseitigkeit zu erblicken. Sie ist darin sowohl der französischen wie der englischen und erst recht der nordamerikanischen Industrie überlegen. Erstaunlich, was alles in Deutschland produziert wird. Alle großen Zweige der Industrie sind bei uns vertreten, samt und sonders in zahlreichen Abarten, mit Zehntausenden von Spezialitäten. Und nicht minder blühen die kleinen Industriezweige unendlich reich. Sie alle bestreben sich, Qualitätsware zu liefern. In der ganzen Welt begegnet man ihnen, gar nicht selten unter fremdem Namen. So stammen die sogenannten Valenciennespizzen häufig, wenn nicht in der Regel, aus Plauen. Plauerer Spizzen gehen in alle Welt, sie sind bei den Malaien (zumal in Niederländisch-Indien) nicht weniger beliebt als in Südamerika und in vielen anderen Gebieten. Nicht minder gilt dies für deutsche Musikinstrumente. Metallarbeiten, die der Reisende in China kauft, sind häufig deutschen Ursprungs. Was als Pariser Artikel verkauft wird, das kommt nicht selten aus Pforzheim, dessen Schmuckwaren von außerordentlicher Vielseitigkeit und Schönheit sind. Indische Götzenbilder werden nicht nur von England, viel mehr auch von Deutschland geliefert. Die künstlichen Blumen, die der fromme Singalese vor seinem Buddha-Bild opfert — weiler sich nicht mit natürlichen Blumen, die ihm ja nichts kosten, zufrieden geben möchte,

sondern dem Gotte etwas darbringen will, was etwas kostet — sie sind in Deutschland hergestellt. Die Magnetzünder der Ford'schen Wagen wurden lange Zeit und werden meines Wissens noch jetzt von einer deutschen Firma geliefert. Und so weiter bis ins Endlose . . . Demnächst beginnen wir hoffentlich mit der Ausfuhr von Planetarien.

In Farben und Arzneimitteln steht Deutschland auf dem Weltmarkt wiederum, wenn nicht mehr an erster Stelle, so

Deutschlands Gütererzeugung im Jahre 1926

Wichtige Erzeugungsziffern des jetzigen Reichsgebietes im Vergleich zu 1913 (1913=100)



Durch den englischen Kohlenstreik¹ hat die gesamte deutsche Gütererzeugung einen kräftigen Anstoß erhalten. Die Steinkohlenförderung übertraf das Jahr 1925 um nahezu 10% und stand auch beträchtlich über der Förderung des Jahres 1913 im heutigen Reichsgebiet. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch die Haldbestände zum großen Teil abgefahren worden sind. Die Braunkohlenförderung übertraf dagegen das Vorjahr nur verhältnismäßig gering. Die Rohstahlgewinnung war um 1,2% höher als im Vorjahr und auch höher als im letzten Friedensjahr. Die Roheisengewinnung blieb dagegen hinter dem Vorjahre um 5,2% zurück. Die Walzwerkeerzeugung übertraf das Vorjahr nur um 0,3% und lag noch 6% unter der Vorkriegserzeugung des jetzigen Reichsgebietes.

¹ Vgl. „Das Werk“ 1927, Heft 3, S. 97 ff. u. Heft 4, S. 148 ff.

² Vgl. „Das Werk“ 26/338 ff. „Deutschlands Ringen um den Weltmarkt“.

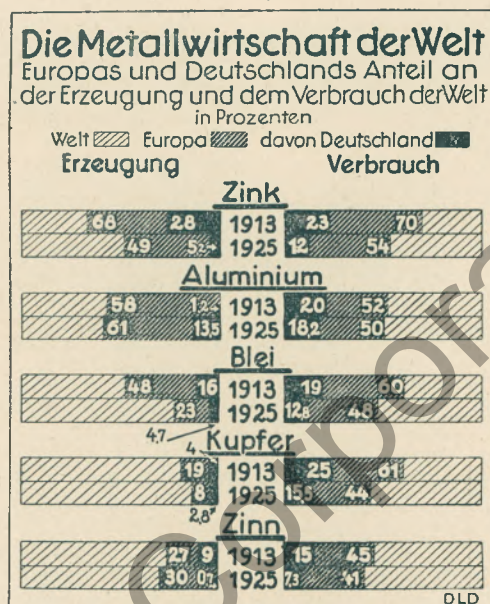
doch mit in der vordersten Reihe. Textil- und Papiermaschinen, Meismühlen und Motoren aller Art, kurzum die aller verschiedensten Erzeugnisse liefert es in alle Teile der Welt.

Dieser außerordentlichen Vielseitigkeit liegt eine Beweglichkeit zugrunde, die der so viel konservativere Engländer nicht besitzt. Sie spricht sich auch nach einer anderen, weltwirtschaftlich nicht minder bedeutsamen Richtung aus: der deutsche Kaufmann paßt sich dem Geschmack und den Gewohnheiten seiner Kunden nach jeder Richtung an. Er begnügt sich nicht damit, wie der Engländer, nach einem festen Preisverzeichnis stehende Typen anzubieten, sondern er ist bereit, jedem Sonderwunsche Rechnung zu tragen. Zudem macht er seine Angebote in den Maßen und Gewichten des Landes, das seine Lieferung begehrt, möglichst schreibt und spricht er dessen Sprache. Schon vor dem Weltkriege war es eine ernsthafte Klage der Engländer, daß sie in Südamerika von dem deutschen Wettbewerb mehr und mehr zurückgedrängt würden, weil dieser sich der Landessprachen bediente und seine Offerten in den dort üblichen Maßen und Gewichten abgab.

Allerdings kann diese Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns und der Industriebetriebe, die hinter ihm stehen, ebenso wie die große Vielseitigkeit der deutschen Industrie insofern gefährlich werden, als sie zu einer Zersplitterung von Kräften führen kann. Zweifellos sind wir in der Individualisierung zu weit gegangen, so daß wir teurer erzeugten, als bei normalisierten Produkten nötig gewesen wäre.

Beispielsweise setzte unser Schiffbau seinen Stolz darein, die Bestellungen unserer Reedereien, die jedes Schiff wieder anders zu gestalten wünschten, ganz individuell auszuführen. Im deutschen Werftbetrieb gab es eine Normalisierung nur bei kleinen Kriegsschiffen, zumal bei Torpedobooten. Sonst war der Reihenaufbau verpönt. Ähnlich arbeiteten unsere Maschinenfabriken gleichsam überindividuell. Das ging herunter bis zur Herstellung von Schrauben und Schraubchen, so daß denn der Verbraucher, der eine Schraube von einer Weckeruhr verlor, durch zehn Läden laufen konnte, bis es ihm gelang, eine passende Ersatzschraube zu finden. Vielseitigkeit kann eben zur Zersplitterung führen und sehr kostspielig sein.

Unter dem bitteren Zwange, zu sparen, ist diese Gefahr wenigstens zum Teil beseitigt worden. Das Gebot der Rationalisierung, dem sich unsere Industrie in den letzten Jahren bedingungslos unterworfen hat, ist mit Kostenraub der Zersplitterung unvereinbar. Für die deutsche Industrie gilt es, die richtige Mitte zu finden und innezuhalten: also sowohl die unqualifizierte Massenproduktion zu vermeiden, die der nordamerikanischen Industrie das Gepräge gibt, wie das Aufgehen in einer ziel- und wahllosen Spezialisierung, die auch deshalb bedenklich ist, weil sie am ehesten zur Überproduktion führt, der die Absatzmöglichkeiten dann gänzlich fehlen. Nach wie vor aber bedarf unsere Industrie der größten Vielseitigkeit auch darin, daß sie imstande bleibt — wie sie das im Kriege und nachher mehrfach hat tun müssen —, den Einzelbetrieb auf die Produktion völlig andersartiger Waren umzustellen.



Die Welterzeugung der hauptsächlichsten Nichteisenermetalle betrug 1913 etwa 3431, 1924 3952 und 1925 4366 Mill. Tonnen, der Weltverbrauch 1913 3448, 1924 4000 und 1925 4514 Mill. Tonnen. Erzeugung und Verbrauch sind also gegenüber 1913 um rund ein Drittel gestiegen. Die Abhängigkeit der europäischen Metallwirtschaft von Amerika ist offensichtlich.

IV.

Die deutsche Landwirtschaft.

Landwirtschaft und Industrie in Deutschland haben unter den heutigen Verhältnissen weltwirtschaftlich eine ganz verschiedene Stellung: unsere Industrie ist zum großen Teil Ausfuhrgewerbe und muß es sein, die Landwirtschaft hingegen vermag das Nahrungsbedürfnis des deutschen Volkes nicht zu decken, an einen Ausfuhrüberschuß kann sie wohl nicht denken.

Trotzdem muß die Frage gestellt werden, ob es nicht notwendig wäre, die volle Deckung unseres Nahrungsmittelbedarfes durch den einheimischen Boden zu erstreben. Industrielle Selbstversorgung ist bei uns nicht nötig und nicht einmal wünschenswert, landwirtschaftliche Selbstversorgung hingegen ein Gebot der Selbsterhaltung. Die Frage „Industrie- oder Agrarstaat?“, die um die Jahrhundertwende die Gemüter erhitze, hat, wie wir uns im Weltkrieg überzeugen mußten, einen wesentlich ernsteren Hintergrund, als man vor einem Menschenalter annahm.

Die Nahrungsmittelversorgung der Welt zeigt heute ein ganz anderes Gefüge als vor dem Kriege. Damals war sie vielseitiger als nun. Unter den Überschußländern standen neben den Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada, Australien und Indien auch Rußland und Rumänien. Beide lieferten sehr beträchtliche Mengen zur Versorgung Westeuropas. Krieg, Bolschewismus und Agrarreform, wie man sie in Osteuropa versteht, haben diese Ausfuhrüberschüsse fast zum Nullpunkt zusammenschrumpfen lassen.

Die Länder, die für ihre Volksernährung eines Getreidezuschusses bedürfen, sind also heute völlig auf die angelsächsischen Mächte und auf Argentinien angewiesen. Allein selbst wenn dies nicht der Fall wäre — können wir den geringsten Zweifel darüber hegen, daß in einem Kriege, an dem zwei finanzkräftige Großmächte beteiligt wären, selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß sich der Kriegsschauplatz nur auf das Gebiet dieser beiden Mächte beschränkte und daß

kein einziger neutraler Staat zur Teilnahme gezwungen würde, die Getreideausfuhr der Überschußländer abgelenkt oder, falls eines dieser Überschußländer daran beteiligt wäre, ganz aufhören würde? Was es aber bedeuten müßte, wenn in einem Kriege, der sich auch nur über ein einziges Jahr erstreckt, die Vereinigten Staaten und Kanada ihre Getreideausfuhr nach Europa einstellen, läßt sich weltwirtschaftlich leicht erkennen. Für die europäischen Völker würde jener Zustand wiederkehren, wie er etwa im Jahre 1918 vorhanden war; es würde bei weitem zu wenig Getreide vorhanden sein, um den Bedarf zu decken, die Preise würden infolgedessen allenthalben in die Höhe gehen, man müßte wiederum zur Einführung von Brotkarten, zur Rationierung der vorhandenen Mengen und in ihrem Gefolge höchstwahrscheinlich abermals zur Zwangswirtschaft schreiten, die das Übel nur noch verschlimmern könnte, da sie nach allen jemals mit ihr gemachten Erfahrungen unvermeidlich produktionsenkend wirkt.

Auch eine andere Gefahr würde unsere Nahrungsmittelversorgung bedrohen: die Möglichkeit, daß Großspekulanten das Brotkorn zusammenkaufen und die Preise hinauf-treiben. Gewiß, in der Regel endet dieses Unterfangen mit einem gewaltigen Preissturz und zieht entweder den Untergang der Preistreiber oder den ihrer Mitläufer nach sich. Außerdem würde heute zu dem Versuch, den Preis auch nur eines der wichtigsten Landwirtschaftserzeugnisse spekulativ in die Höhe zu treiben, eine ungeheure Kapitalmacht erforderlich sein. Es liegen jedoch, zumal in den Vereinigten Staaten, so ungeheure Mengen von Kapitalien, die keine genügenden Gewinnaussichten mehr finden und daher nach besseren Möglichkeiten Ausschau halten, daß dieses beutehungrige Kapital in der Hand waghalziger und gewissenloser Spekulanten, an denen doch wohl in den letzten Jahrzehnten kein Mangel gewesen ist, in Zeiten der Getreideverknappung im Gefolge von Mißernten zu spekulativen Preissteigerungen mißbraucht werden könnte. Auch in einem solchen Falle würde die Versorgung der einfuhrbedürftigen Länder, vor allem Deutschlands, zu weit überfeuerten Preisen geschehen müssen, falls die heimische Landwirtschaft nicht helfend einspringt.

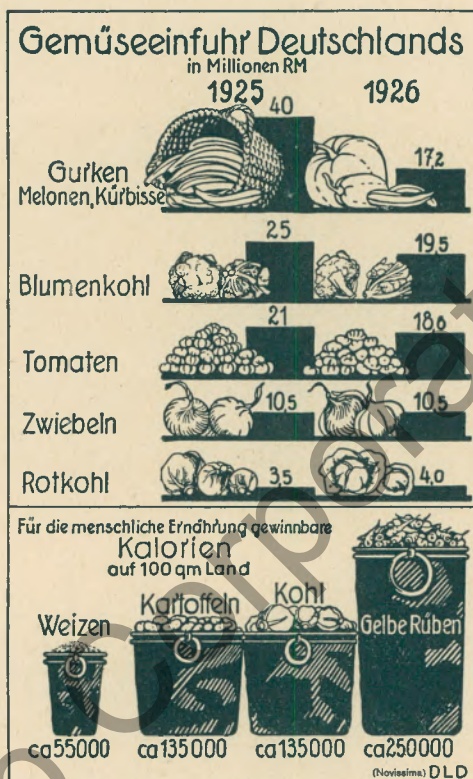
Wir haben die Pflicht, solche Schrecknisse ins Auge zu fassen und uns durch die gegenwärtige, einigermaßen glatte Versorgung der Welt mit Brotkorn nicht beirren zu lassen.

Von welcher Seite man die Dinge auch betrachten mag — immer gelangen wir zu dem Schluß, daß es aus nationalwirtschaftlichen Gründen unbedingt erforderlich ist, unsere eigene landwirtschaftliche Produktion so sehr wie möglich zu steigern, d. h. mindestens den Versuch zu machen, zur vollständigen Eigenversorgung zu gelangen, uns also für die Belieferung mit Nahrungsmitteln nicht auf die Weltwirtschaft zu verlassen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß nun jeder Verkehr in landwirtschaftlichen Erzeugnissen mit dem Auslande abzulehnen wäre. Vielmehr würde er sich trotzdem aus den verschiedensten Gründen (zur besseren Versorgung der Grenzgebiete mit günstigen fremden Getreidearten, zu Saat- und Zuchtzwecken usw.) mannigfach empfehlen. Nur würden wir dann eben imstande sein, im Ernstfalle die Versorgung des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln aus eigener Erzeugung aufrechtzuerhalten. Das sind keine Träumereien. Sowohl in den Kreisen der landwirtschaftlichen Praxis wie in denen der Wissenschaft glaubt man fest daran, daß sich noch erhebliche Produktionssteigerungen auf derselben Bodenfläche herbeiführen ließen. Jedenfalls muß das Ziel unserer Landwirtschaft darin liegen, die Produktionskraft von Ackerbau und Viehzucht durch jedes Mittel zu stärken. Mit dem Wohl und Wehe unserer Landwirtschaft steht und fällt das der gesamten Nation. Die Unabhängigkeit in der Versorgung mit Brotkorn und mit Futtermitteln, wenn möglich auch Obst und Gemüse, ist von außerordentlicher Bedeutung.

Was ließe sich nicht alles tun, um diesem Ziele näherzukommen! Müssen wir, um nur ein Beispiel zu nennen, unsere Landstraßen immer noch

mit Pappeln säumen? Wie gefährlich dieser Baum der Landwirtschaft ist, bedarf keines Hinweises. Gedankenlose Gewohnheit hält trotzdem noch immer an ihm fest, obwohl wir seine Einführung niemand anders verdanken als Napoleon, der damit die Landstraßen für Kriegszwecke weithin erkennbar machen wollte. Besser wäre es, wir kehrten zu der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen zurück, der an jeder Landstraße Obstbäume pflanzen ließ. Sie bieten Schatten, aber sie spenden auch Nahrung.



Die Erkenntnis der steigenden Bedeutung des deutschen Gemüsebaues und seiner Förderung dringt mehr und mehr durch. Nach dem Krieg war die Einfuhr ausländischer Gemüse, die als reiner Luxuskonsum angesehen werden muß, bedenklich gestiegen. 1913 wurden für 48 Millionen Mark, aber 1925 für 136,4 Millionen Mark Gemüse eingeführt. Im Jahre 1926 ist diese Vergeudung deutschen Volksvermögens nach dem Auslande auf insgesamt 99,3 Millionen Mark, also um 37 Millionen Mark eingeschränkt worden.

V. Schluß.

Es blieben noch zahlreiche wichtige Fragen übrig — beispielsweise die deutsche Seeschifffahrt, ferner der weltwirtschaftliche Durchgangsverkehr unserer Eisenbahn, andererseits die

Bedeutung unseres Vaterlandes für den Weltluftverkehr. Der knappe zur Verfügung stehende Raum macht es jedoch unmöglich, diese Fragen genauer zu erörtern.

Eines jedoch bedarf der besonderen Hervorhebung: nämlich die Eingliederung Deutschlands in die Weltkapitalwirtschaft.

Deutschland hat in dieser Beziehung im Laufe der letzten hundert Jahre ein sehr eigenartiges Schicksal gehabt. Ursprünglich ein kapitalarmes Land, hat es durch eisernen Fleiß, durch organisatorisches Geschick und Durchgeistigung seiner Arbeit etwa seit den fünfziger Jahren eine sehr erfolgreiche Kapitalbildung vollzogen und im letzten Menschenalter vor dem Kriege auch ein wachsendes Kapital im Ausland erspart. Durch den Weltkrieg hat es letzteres zum allergrößten Teil eingebüßt. Ja es untersteht nunmehr dem Dawes-Abkommen, das von 1928/29 an jahraus, jahrein einen Tribut von mindestens $2\frac{1}{2}$ Milliarden Goldmark von ihm fordert.

Daß sich dieser ungeheure Tribut von Zahlungsmitteln nicht aufbringen läßt durch einen Ausfuhrüberschuß in gleicher Höhe, ist selbstverständlich. Legen wir einen Gewinnanteil von 10 % für das Ausfuhrgeschäft zugrunde, wie er von englischer Seite für die Vorkriegszeit gerechnet zu werden pflegte, so würden wir eines jährlichen Ausfuhrüberschusses von der phantastischen Höhe von 25 Milliarden Goldmark bedürfen! Wer die Weltwirtschaft und ihre Zusammenhänge kennt, wird nicht den mindesten Zweifel an der Unmöglichkeit hegen, einen solchen Ausfuhrüberschuß zustande zu bringen. Selbst ein solcher in der Höhe von nur fünf Milliarden Goldmark würde bereits die heftigsten Gegenwirkungen seitens der Konkurrenten Deutschlands hervorrufen.

Läßt sich also der Dawes-Tribut nicht durch Ausfuhrüberschuß aufbringen, so bleibt keine andere Möglichkeit, als daß er durch Kapitalausfuhr zustande kommt. Das würde bedeuten, daß wir deutsche Effekten und andere Kapitalbeteiligungen in entsprechender Höhe an das Ausland übertragen. Dieser

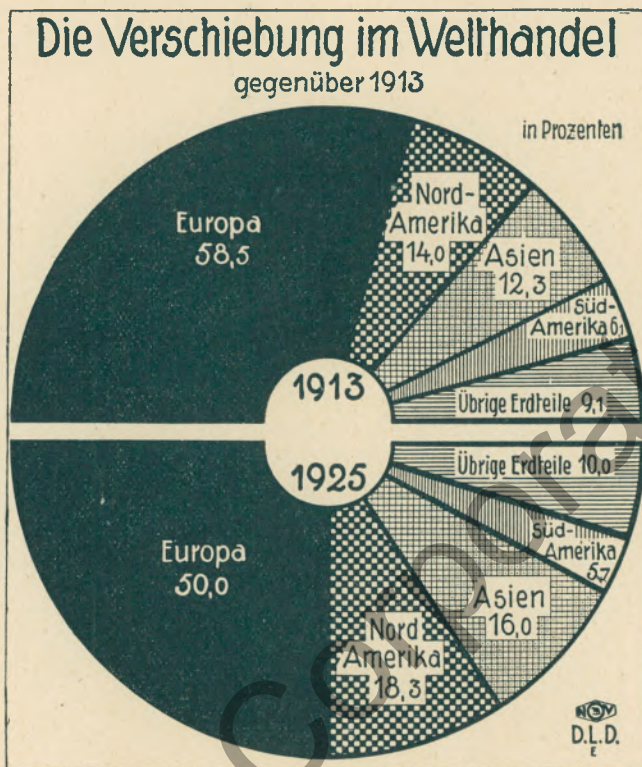
Vorgang ist bereits im besten Gange. Kauft es doch mit jedem Kredit, den es uns gewährt, von uns Kapitalrechte. Wir müssen die so aufgenommenen Valutaschulden jetzt oder später mit Anspruchsrechten auf unser Nationalvermögen bezahlen, falls die Gläubiger nicht Waren von uns nehmen wollen. Wir exportieren demnach gegen ausländische Zahlungsmittel eigene Wertpapiere, Fabriken, Grundstücke, Kunstwerke, Steuerrechte usw.

Auf diesem Wege könnte das deutsche Volksvermögen innerhalb einer Anzahl von Jahren zum erheblichen, wenn nicht zum größten Teil an das Ausland übertragen werden. Die Größe dieser Gefahr wird sich allmählich auch der öffentlichen Meinung in Deutschland aufdrängen, die bisher noch sehr wenig davon zu wissen scheint. Nicht nachdrücklich genug kann man betonen, daß schon aus diesem Grunde eine Revision des Dawes-Abkommens angestrebt werden muß. Allzuviel Zeit haben wir dafür nicht zu verlieren.

Deutschland befindet sich in einem offenkundigen Übergangsstadium. Es muß die Passivität, zu der es weltwirtschaftlich durch die Schicksale der letzten zwölf Jahre verurteilt worden ist, abschütteln und wieder zu einer aktiven Rolle gelangen.

Niemand von uns hätte vor sechs Jahren gedacht, daß die Gesundung unserer Volkswirtschaft, zumal unserer Währung, innerhalb weniger Jahre so weit fortschreiten könne, wie dies nun Tatsache ist.

Halten wir diese Hoffnung auch für unsere Eingliederung in die Weltwirtschaft fest. Die großen Erfolge, die Deutschland vor dem Kriege durch Fleiß, Organisation und Vergeistigung seiner Arbeit erzielt hat, mögen uns Lehre und Beispiel sein. Und so mögen wir doch die Hoffnung hegen, tut jeder von uns seine Pflicht, Deutschlands Banner wirtschaftlich von neuem am Siegesmast flattern zu sehen.



In den letzten Jahren hat Europa gegenüber Asien und Amerika sowohl als Absatz- wie als Bezugsmarkt erheblich an Bedeutung verloren. Während 1913 60,4 % der amerikanischen Ausfuhr nach Europa gingen, waren es 1925 nur noch 53 %. Während Europa im Jahre 1913 nahezu die Hälfte der Einfuhr Amerikas lieferte, war der europäische Anteil 1925 auf weniger als ein Drittel zusammengeschrumpft. Die Vereinigten Staaten und Indien kaufen heute weniger in Europa und mehr in Asien, China und Japan mehr in Nordamerika, Australien mehr in Nordamerika und Japan.



Schafft für deutsche Hände Arbeit!

Von Arno Brede, Hannover

Eine der brennendsten Fragen, die unsere deutsche Volkswirtschaft mehr denn je zu beschäftigen hat, ist: Können wir unsere Arbeitslosigkeit im Vaterlande aus eigener Kraft vermindern, vermögen wir in Industrie, Handel und Gewerbe Arbeitsgelegenheit mehr als bisher zu schaffen? Diese Frage ist wegen ihrer schwierigen Regelung nicht leicht günstig zu beantworten, wenn man überlegt, daß die Konsumfähigkeit im Inlande stark geschwächt und der Absatz an das Ausland wesentlich erschwert ist. Dennoch gibt es einen Weg, der, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade, zur Abhilfe der Aufgabe führt. Dazu bedarf es jedoch nicht nur der Unterstützung der deutschen Wirtschaft, sondern insbesondere gerade der großen Masse von Verbrauchern. An den einzelnen Käufer ergeht hier der Ruf: Schafft Arbeit für deutsche Hände durch den Kauf deutscher Waren!

Es bedarf gewißlich keiner besonderen Erwähnung, daß man, wie überall, so auch hier sich vor Einseitigkeit und Übertreibung hüten muß. Wir benötigen ausländische Erzeugnisse; das war schon vor dem Kriege so. Deutschland war gezwungen, zur Inganghaltung seiner schnell entwickelten Industrie vor allem Rohstoffe aus dem Auslande zu beziehen. Aber: nach unserem Lande kommen täglich Unmengen von ausländischen Fertigwaren. Der Kampf zwischen deutschen und ausländischen Fabrikaten hat allmählich solche Abmessungen erhalten, daß es im Interesse unserer Volkswirtschaft liegt, wenn hierin bald grundlegende Änderungen geschaffen werden.

Das ist an sich leicht möglich, denn das Mittel zur Beseitigung des Kampfes um den deutschen Absatzmarkt besitzt vorwiegend der deutsche Konsument. Wenn sich ein Käufer im Geschäft Waren vorlegen läßt, so werden in vielen Fällen gleichzeitig deutsche und ausländische Fabrikate zur Wahl gestellt. Ob das nun Stahlwaren, kosmetische Artikel, Stoffe oder gar Kraftfahrzeuge sind: immer werden dem Käufer französische, englische, spanische oder amerikanische Fertigwaren neben den deutschen gezeigt. Und hier beginnt die Aufgabe, die nationale Pflicht eines jeden Deutschen, sachlich, nicht voreingenommen, ausländische und deutsche Erzeugnisse zu prüfen. Er muß entschieden mit seiner sprichwörtlichen, fast immer kritiklosen Vorliebe für fremde Waren aufhören und darf nicht mehr auf den Klang ausländischer Firmen und Marken

hören. Bei Gleichwertigkeit und annähernd gleichen Preisen muß der deutschen Ware der Vorzug gegeben werden.

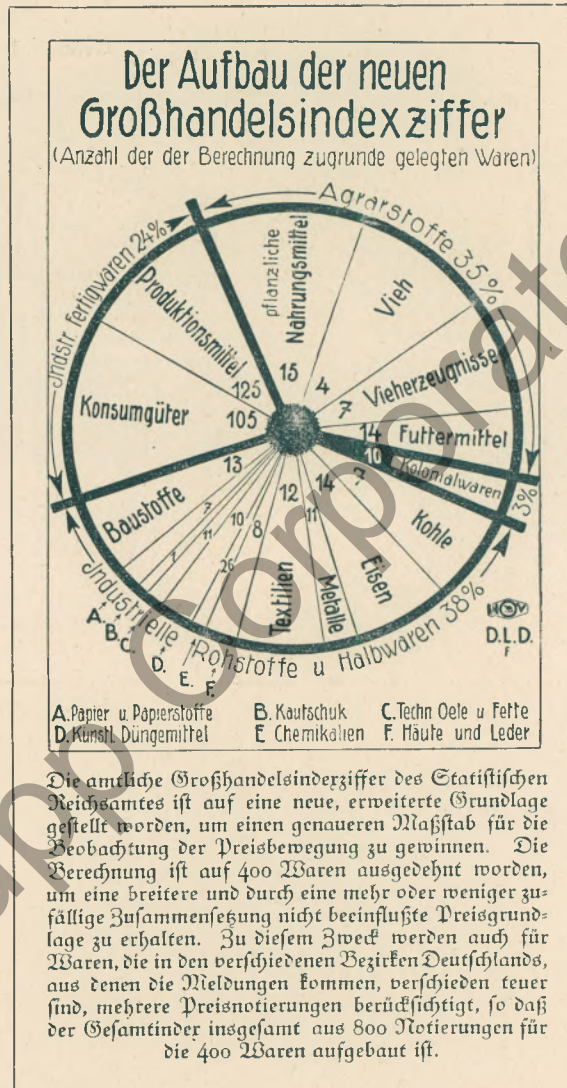
Der einzelne Käufer ist sich ja kaum bewußt, daß die viele Millionen zählende Verbraucherschaft wesentlich dazu beiträgt, die Gefundung und Entwicklung deutscher Industriezweige erheblich zu beeinträchtigen. Man glaube nicht, daß dieser Ruf nur praktische Bedeutung für den Käufer eines großen Objektes, beispielsweise eines Kraftfahrzeuges, habe und

daß es für den Käufer kleiner Werte nebensächlich sei, was er sich zum täglichen Bedarf kauft. Gerade die deutsche Verbraucherschaft mit ihren einfachen Bedürfnissen ist ein Hauptfaktor, ohne dessen wirkliche Mitarbeit eine Überwindung der Wirtschaftskrise nicht erzielt werden kann. In den letzten volkswirtschaftlichen Auswirkungen ist es gleich, ob es sich um einen Kraftwagen, um einen Blumenkohl oder um eine Rasierklinge handelt. Letzterer Gegenstand erhält aber im Sinne der Volkswirtschaft gewaltige Bedeutung. Täglich werden Tausende gekauft und verbraucht. Die Klinge wird nicht allein bei uns hergestellt, sondern auch im Auslande, das solch erhebliche Mengen davon nach Deutschland einführt, daß unsere Industrie, die eine Unzahl von Arbeitern Beschäftigung gibt, einfach hintangestellt wird. Lediglich der deutsche Verbraucher hat es hier in der Hand, den Absatzmarkt zugunsten der deutschen Industrie zu beeinflussen durch den Kauf einheimischer Fabrikate, die außerdem durch die Fortschritte der Technik längst den amerikanischen gleichwertig sind.

Immer wieder muß gesagt werden, daß der Verbraucher unsere gesamte deutsche Wirtschaft weitgehend zu beeinflussen vermag.

Aber auch der Kaufmann, der Einzelhändler, als Bindeglied zwischen Produzent und Konsument, trägt ein großes Teil Verantwortung. Er

muß dazu beitragen, gute deutsche Fabrikate in seinen Schaufenstern auszulegen und dem Käufer immer wieder einheimische Waren empfehlen. Wer sich dieser Verantwortung bewußt ist, die auf jedem deutschen Staatsbürger ruht, und danach handelt im nationalen Pflichtgefühl, wird dabei mithelfen dürfen, unseren Erwerbslosen das Beste zu geben, was wir zu geben imstande sind: Arbeit! Darum: Schafft durch den Kauf deutscher Waren deutschen Händen Arbeit!



Mit jedem Jahr wächst derjenige Teil unseres Volkes, der sein Dasein nur fristen kann, wenn Materialien eingeführt und Fabrikate ausgeführt werden, um fast eine Million.

Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt.



Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg—Fürth, deren Schienen auf dem Raffelstein gewalzt wurden. 1835.

Die Entwicklung der Eisentechnik im Stromgebiet des Rheines im 19. Jahrhundert.

Von Herbert Diekmann, Düsseldorf.

Das Gebiet des Rheines und seiner Nebenflüsse hat nicht nur zu allen Zeiten eine große politische Rolle gespielt, es sind auch viele künstlerische und kulturelle Anregungen von ihm ausgegangen. Unter den letzteren nimmt die Eisen- und Metallgewinnung und -verarbeitung eine bedeutende Stelle ein. Zweck dieser Zeilen ist, es an Hand einiger augenfälliger Beispiele darzulegen, inwieweit die Eisentechnik, d. i. die Gewinnung und hüttenmännische Verarbeitung des Eisens, im Stromgebiet des Rheins im Laufe des 19. Jahrhunderts eine besondere Förderung erfahren hat.

Die Spuren einer ausgedehnten Eisentechnik lassen sich weit rückwärts verfolgen. Im Elsaß, am Mittelrhein, in der Pfalz, im Siegerland, in der Eifel und im Bergischen Lande wurde schon vor vielen Jahrhunderten Eisen gewonnen und verarbeitet. Nach neueren Forschungen sind der Eisenguß und die Pulverwaffe unbedingt Erfindungen, die in der Frankfurter Gegend gemacht worden sind¹. Der Hochofen ist auch, wie heute bestimmt angenommen werden darf², im Stromgebiet des Rheins entstanden, wobei allerdings noch nicht feststeht, ob der Ober- oder Niederrhein diesen Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf. Diese drei Erfindungen gehören zu den bedeutendsten des Mittelalters und sind von ungeheurer technischer und wirtschaftlicher Tragweite gewesen.

Würden diese Tatsachen an sich schon genügen, um dem Rheingebiet für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Eisens zu sichern, so sind auch in neuerer Zeit von hier aus zahlreiche Verbesserungen in der

Gewinnung und Verarbeitung des Eisens ausgegangen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war es vor allem die Familie Remy, deren Mitgliedern eine Reihe von Fortschritten in der Weiterverarbeitung des Eisens zu verdanken ist. Die Remys waren gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus Ivoy in Lothringen ausgewandert und widmeten sich zunächst der Tonwarenherstellung im südlichen Westerwald³. 1729 kaufte Wilhelm Remy eine Eisenschmelzhütte nebst Eisensteingrube in Vendorf a. Rh., die er mit wachsendem Erfolg betrieb. Sein Neffe Heinrich Wilhelm Remy pachtete 1760 das Eisenwerk Raffelstein bei Neuwied von dem Grafen von Wied. Die dortige Weißblechfabrik ließ er eingehen, weil die englische Konkurrenz zu stark war und infolge der besseren technischen Ausgestaltung ihrer Betriebe viel billiger liefern konnte. Der Vorsprung der Engländer lag vor allem in der Herstellung von Walzblech, wogegen in Deutschland noch das alte Verfahren des Blechhämmerns üblich war. H. W. Remy sandte daher im Jahre 1767 den Schlossermeister Heuberger und den Armenhausmeister Fr. Wilh. Ludw. Bernhard nach England, um die dortige Blechwalzerei kennen zu lernen. Das Walzen von Blech war im Jahre 1728 von dem englischen Major Hanbury und John Payne erfunden und von John Vasserville verbessert worden. Die Leute, die Remy nach England schickte, hatten jedoch zu geringes technisches Verständnis; infolgedessen dauerte es ziemlich lange, bis der Betrieb auf dem Raffelstein, des ersten Blechwalzwerks Deutschlands, einigermaßen zufriedenstellend arbeitete. Daß er bald einen Gewinn abwarf, ist darauf zurückzuführen, daß Remy im Jahre 1773 in Neuwied im großen Armenhause

¹ B. Rathgen: Merckeln Gast, der erste urkundlich nachgewiesene Eisengießer. Stahl und Eisen 40 (1920) S. 149. — B. Rathgen: Das Aufkommen der Pulverwaffe. München 1925.

² D. Johannsen: Geschichte des Eisens. 2. Aufl. Düsseldorf 1925, S. 64.

³ L. Bedt: Die Familie Remy und die Industrie am Mittelrhein. Ann. d. Ver. f. nassauische Altertumskunde, Bd. 35 (1905).

die Herstellung von „Sanitäts-Kochgeschirr“ aufnahm, bei der viel Abfallblech verwandt werden konnte. Um die Entwicklung der Kochgeschirrherstellung machte sich der Buchhalter Barenfeld verdient, den Remy aus Dank für geleistete Arbeit zu einem Drittel als Teilhaber der Geschirrfabrik ernannte, die fortan unter der Firma Remy & Barenfeld weiterbetrieben wurde. Die sonstigen Betriebe behielten den bisherigen Namen H. W. Remy & Consorten bei.

Das „Sanitäts-Kochgeschirr“, ein aus Schwarzblech gefertigtes und später verzinntes Geschirr, erregte damals berechtigtes Aufsehen. Es hat sich ja auch bis heute durch seine Billigkeit auf dem Markt halten können, wenngleich es an Bedeutung eingebüßt hat, da es heute vom sanitären Standpunkte aus wesentlich bessere und dauerhaftere Geschirre gibt. Zur damaligen Zeit waren neben den teuren Kupfergeschirren geschmiedete und gegossene Eisengeschirre im Gebrauch; diese hatten aber den Nachteil, daß in der ersten Zeit die Speisen darin „schwarz kochten“. Remy's „Sanitäts-Kochgeschirr“, das mit seiner Sauberkeit einen niedrigen Preisverband, fand überall Anklang. Der Gießener Professor Johann Ludolph Blumhof

schrieb im dritten Bande seiner „Encyclopädie der Eisenhüttenkunde“⁴ darüber u. a. folgendes:

„Sie (die Firma Remy & Barenfeld) liefert überhaupt alle Arten von Kesseln, Töpfen, Feld- und andern Marmiten, Casserollen, Torten- und Bratpfannen, Ziegeln, Fischkesseln, Fleisch- u. Gemüsehäfen, Confortöpfen, Wasser- und Milch-eimer, Stöpfbecken, Dampfnudelpfannen, alles mit eingefalzten Böden, ferner Casserollen aus einem Stück geschlagen, Thee- und

Wasserkessel, Suppen- und flache Schüsseln und Teller, Kaffee- und Milchtöpfe, Kuchenformen, Eßlöffel und Gabeln, alle Sorten von Reit- und Kutschenstangen, Steigbügel, verzinnte Pferdestriegel, feine und ordinäre Schnallenherzen etc. Der Absatz geht jetzt in ganz Deutschland, Holland und die Schweiz.“

Um das Jahr 1820 stand an der Spitze der Remy'schen Unternehmungen Christian Friedrich Remy, der auf dem Rasselstein zahlreiche Betriebsverbesserungen anbrachte. U. a. ist ihm die Inbetriebnahme eines Puddelofens zu verdanken, des ersten Ofens dieser Art in Deutschland. Das Puddelverfahren, das von dem Engländer Henry Cort im Jahre 1784 erfunden wurde, verdrängte an Stelle der in den bisherigen Eisenschmelzen gebrauchten Holzkohlen zur Ueberführung des Roheisens in schmiedbares Eisen Steinkohlen. Durch dieses Verfahren gewann die Eisenindustrie Englands einen großen Vorsprung vor den anderen Ländern. Darum hielt England auch das Verfahren geheim. Es war daher für deutsche Industriellen nicht leicht, die einzelnen Vorgänge bei dem Puddelverfahren kennenzulernen. Bereits seit dem Jahre 1820 be-

schäftigte man sich auf dem Rasselstein mit Puddelversuchen.

Gleichzeitig beabsichtigte auch ein Vetter von Christian Friedrich Remy, der zur Berndorfer Linie gehörte, Ferdinand Remy, ein Puddelwerk anzulegen. Er begab sich nach England und ließ sich als Arbeiter anwerben, brachte es zum Vorarbeiter und schließlich zum Meister und lernte das Verfahren so von Grund auf kennen. Wie schwer es damals war,



Heinrich Wilhelm Remy 1760.



Rasselstein 1850.

die englischen Einrichtungen zu studieren, geht aus einem Bericht von E. Maurer⁵ hervor, in dem beschrieben wird,

⁵ Die Formen der Walzkunst. 2. Ausg. Leipzig 1882, S. 13.

⁴ Gießen 1819, S. 148/9.

wie John Cockerill, der Begründer der Eisenwerke in Seraing, und E. Hoesch, damals Besitzer des Lendersdorfer Walzwerks, zunächst unabhängig voneinander versuchten, das Geheimnis, das über dem Puddelverfahren lag, zu lüften:

„Beide waren damals nach Wales gekommen, um dort den Puddelprozeß praktisch kennen zu lernen, und zwar zu jener Zeit, wo das freie Albion noch die Todesstrafe durch den Strick auf die Ausfuhr seiner Fabriksgeheimnisse und Arbeiter gesetzt hatte. Wiemohl der Eintritt in die Werke streng überwacht und keinem Fremden der

Besuch gestattet war, so gelang es ihnen doch, sich des Nachts ungekannt in jenes großartige Puddelwerk Zutritt zu verschaffen, dessen Besitzer Gest, der Iron-king Englands, schon damals eine ähnliche Berühmtheit erlangt hatte wie in unseren Tagen Krupp, der Steel-king des Kontinents. So gewagt wie originell war dabei die Art und Weise, wie Hoesch in das Werk hineingelangte. Es ward ihm nicht etwa so leicht wie einstmals Goethe, der sich, als Aufwärter gekleidet, in die Versammlung der Monarchen einzuschleichen wußte, nein — nur durch das Innere eines kalt liegenden Puddelofens hindurch fand er seinen Weg, wo er in liegender Stellung längere Zeit im Herdraum verweilen mußte. In dieser Lage, durch das Loch der Arbeitstüre spähend, sah wohl ein Deutscher zuerst das Mysterium einer englischen Frischhütte.

Später trafen sich Hoesch und Cockerill, beide in Blusen gekleidet, zufällig auf ihren gefährlichen nächtlichen Wanderungen und wurden erst miteinander bekannt, nachdem jeder den andern für einen ihn überwachenden Spion gehalten hatte. Sie schlossen Freundschaft im Anblick des imposanten Feuerglances, der aus den zahlreichen Kaminen weithin die Nacht erleuchtete, und kehrten, schon verraten und verfolgt, aber hoffnungs- und unternehmungstreue in ihre Heimat zurück, wo beide alsbald den Grundstein zu ihren Werken legten, die seitdem in der rheinischen und belgischen Eisenindustrie eine so be-

deutsame Rolle gespielt haben.“ — Ferdinand Remy nahm nach seiner Rückkehr aus England an den Puddelversuchen auf dem Rasselstein lebhaften Anteil. Meinungsverschiedenheiten mit seinen Rasselsteiner Bettern veranlaßten ihn

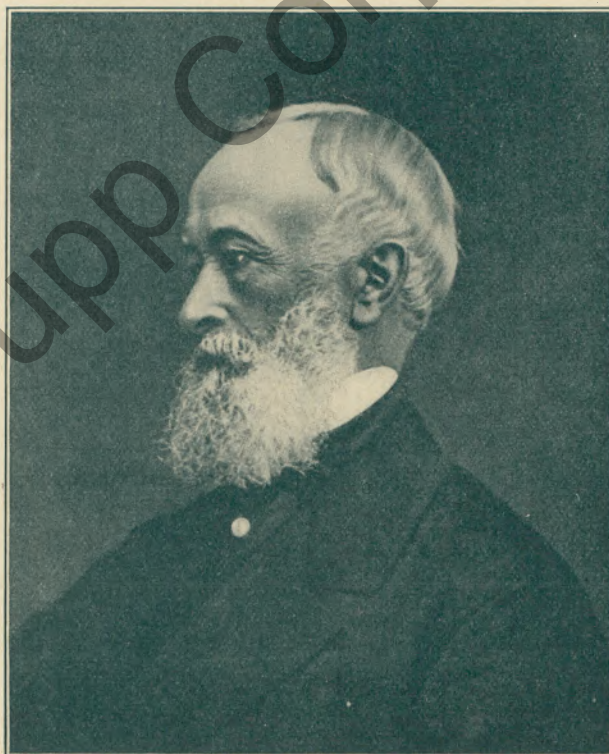
jedoch, seine eigenen Wege zu gehen, um in Alf an der Mosel ein eigenes Puddelwerk zu bauen. Die Rasselsteiner Versuche waren mittlerweile aber so weit gediehen, daß im August 1824 der erste Puddelofen in Betrieb genommen werden konnte. Auf dem Rasselstein wurde das Puddel-eisen in der ersten Zeit zu Blech gewalzt.



1842: Eröffnung der Mannheimer Kettenbrücke über den Neckar, deren sämtliche Eisenteile auf dem Rasselstein angefertigt wurden;

1830 wurden die Blechwalzen in Stabeisenwalzen umgewandelt und damit das erste Winkel-eisen sowie Halb- und Hohlkardeneisen in Deutschland hergestellt*. Ferner wurden auf dem Rasselstein die Schienen für die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth gewalzt, die 1835 in Betrieb genommen wurde. Es sind also eine ganze Reihe bahnbrechender Neuerungen, die durch die Familie Remy in Deutschland eingeführt worden sind. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß im Jahre 1834 der erste Clapp-Griffith-Konverter in Deutschland ebenfalls auf dem Rasselstein aufgestellt wurde.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich viele Hüttenleute mit der Darstellung des Gußstahls, jedoch gelang es nur einem, wirklich brauchbaren Gußstahl zu erzeugen. Dieser eine war Friedrich Krupp in Essen. Er errichtete im Jahre 1811 eine Schmelzhütte, die anfänglich auch mit Erfolg arbeitete. Obgleich das Verfahren Krupps richtig war, ging sein Geschäft immer mehr zurück, so daß er schließlich in sehr bedrängte Verhältnisse geriet. Aber den Glauben an sein Werk



Friedrich Krupp.

hatte er nie verloren und übertrug dieses Bewußtsein auf seinen im Jahre 1812 geborenen Sohn Alfred, der seinem Vater schon im Alter von 13 Jahren zur Seite

* Denkschrift zur Erinnerung an die 150jährige Zusammengehörigkeit des Rasselsteiner Eisenwerks mit der Familie Remy, 1760—1910. S. 35.

stehen mußte. Als Friedrich Krupp im Jahre 1826 starb, war Alfred noch nicht ganz 14 Jahre alt. Auf seinen Schultern lag nun die ganze Last des Unternehmens; allerdings wurde er durch seine Mutter, eine kluge und tatkräftige Frau, unterstützt. Alfred war es beschieden, nach langer, zäher Arbeit endlich dem Gußstahl die ihm gebührende Stellung zu verschaffen. In den vierziger Jahren fertigte Alfred Krupp die ersten Geschütze aus Gußstahl an, und als er im Jahre 1851 auf der großen Weltausstellung in London einen Gußstahlblock von 2150 Kilogramm Gewicht ausstellte und ferner fein polierte Walzen, Achsen, Federn u. a. m. zeigte, gerieten sogar die Engländer, die selbst eine altbe-

rühmte Gußstahlindustrie besaßen, in berechtigtes Staunen. Derselbe Alfred Krupp, der dem Gußstahl zum Siege verholfen hatte, war auch der erste Hüttenmann in Deutschland, der die Flußeisenerzeugung einführte. Das Zeitalter des Flußeisens, des neuesten Abschnittes in der Geschichte der Eisentechnik, ist mit den Namen Bessemer, Siemens, Martin und Thomas eng verbunden. Die Verfahren der drei erstgenannten Erfinder hat Alfred Krupp zuerst in Deutschland zur Anwendung gebracht.

Die Erfindung des Engländers Henry Bessemer besteht in ihren Grundzügen in der Entkohlung des Roheisens durch eingepreßte Luftströme. Das Verfahren erregte bei seinem Bekanntwerden mit Recht die Aufmerksamkeit der Fachleute, weil die Menge Roheisen, die ein Puddelofen in 24 Stunden in schmiedbares Eisen umzuwandeln in der Lage war, im Bessemer-Konverter in 20 Minuten gefrischt werden konnte. Daneben war das Verfahren billig, da nur zum Einschmelzen des Roheisens Brennstoff nötig war, der Prozeß selbst ging ohne Anwendung von Brennstoff vor sich. Alfred Krupp⁷ wurde 1855 durch seinen Vertreter in London auf die Erfolge Bessemers aufmerksam gemacht und zögerte nicht, sich das Recht der Ausführung dieses Verfahrens für Preußen zu sichern. Schon im April 1856 suchte er, von Bessemer dazu ermächtigt, für sich ein Patent auf dessen Erfindung in Preußen nach, wurde jedoch abschlägig beschieden (!). Krupp hatte allerdings durch diese Ablehnung keinen Schaden, da sich zunächst noch einige Schwierigkeiten der Durchführung des Verfahrens in den

Weg stellten. Als Bessemer diese überwunden hatte, trat Krupp aufs neue mit ihm in Verbindung und schickte zwei Beauftragte nach England, die das Verfahren genau studieren sollten. Nach ihrer Rückkehr schritt er sofort zur Ausführung. Es wurden zwei Bessemer-Konverter von 2000 Kilogramm Fassung aufgestellt, von denen der

erste gegen Ostern 1862 zu arbeiten begann. In nächsten Jahre kamen zwei weitere Konverter von je fünf Tonnen Fassung in Betrieb. Die Hoffnung, den Gußstahl gänzlich durch Bessemerstahl ersetzen zu können, erfüllte sich allerdings nicht. Für hochbeanspruchte Teile konnte das neue Erzeugnis nicht mit dem Ziegelstahl in die Schranken treten. Als Krupp er-

kannt hatte, daß der Gußstahl für Geschütze, Bandagen usw. nicht entbehrt werden konnte, hob er die mit Bessemer getroffenen Vereinbarungen, die ihm das alleinige Recht zur Anwendung des Verfahrens in Preußen gaben, wieder auf. Erst dadurch wurde die Errichtung weiterer Bessemerwerke auf preussischem Boden ermöglicht.

Auch das Siemens-Martin-Verfahren hatte die Aufmerksamkeit Alfred Krupps erregt, ehe ein anderer Hüttenmann in Deutschland sich damit befaßte. Vater und Sohn Martin hatten mit Hilfe der von Friedrich Siemens erfundenen Regenerativfeuerung ein Stahlschmelzverfahren im Herdofen entwickelt. Als das Verfahren fabrikmäßig durchzuführen war, zögerte Krupp keinen Augenblick, es in seinem Betrieb anzuwenden. „Die Nachricht ist höchst interessant — das kann eine gewaltige Revolte in der Fabrikation veranlassen — — — wir müssen die Sache verfolgen, uns nicht entgehen lassen — die ersten sein, wenn es gut ist.“ Er traf sowohl mit Siemens als auch mit den Martins entsprechende Abmachungen, und um die Mitte 1869 wurde auf der Gußstahlfabrik der erste deutsche Siemens-Martin-Ofen in Betrieb gesetzt.

Von den sonstigen Verdiensten Alfred Krupps sei noch erwähnt, daß er der Erfinder der noch heute üblichen Herstellungsweise der Bandagen (Eisenbahnradreifen) ist, und daß die Gußstahlfabrik durch das gutgehende Bandagengeschäft in die Lage versetzt wurde, die kostspieligen Versuche mit Gußstahlgeschützen durchzuführen. Zur Erinnerung an diese Zeiten führt die Firma Fried. Krupp noch heute drei Reifen in ihrem Wappen.

Die großen Erwartungen, die das Bessemerverfahren bei seinem Bekanntwerden allenthalben ausgelöst hatte, machten



Die Fabrikanlage auf der Walkmühle. Krupp 1811.



Hammer auf der Walkmühle. Krupp 1818.

⁷ Krupp 1812—1912. Jena 1912, S. 165/6.

bald einer großen Ernüchterung Platz; denn Bessemer konnte nur phosphorfreies Roheisen für seine Zwecke verwenden. Dieses bedingte wieder phosphorarme Erze, die aber etwa nur ein Zehntel aller vorkommenden Eisenerze ausmachen. Es war dem Engländer Sidney Gilchrist Thomas vorbehalten, durch seine

Ausfütterung des Bessemer-Konverters, die aus gebranntem Kalk bestand, der mit Wasserglas eingebunden war, den Phosphor aus dem Eisenbad zu entfernen. Thomas meldete im Jahre 1877, also vor 50 Jahren, sein erstes Patent an. Zunächst fand er keine Beachtung; denn die

Hüttenleute wollten nicht glauben, daß das wichtige Problem der Entphosphorung einem jungen Manne (Thomas war damals 27 Jahre alt) gelingen sollte, das den erfahrensten Metallurgen unlösbar schien. Endlich, am 8. Mai 1879 auf der stark besuchten Frühjahrsversammlung des Londoner Iron and Steel Institute fand Thomas die ihm gebührende Anerkennung.

Bereits im April des gleichen Jahres schlossen die Rheinischen Stahlwerke in Meiderich zusammen mit dem Hörder Bergwerk und Hüttenverein einen Vertrag mit Thomas ab, der sie zu Generalagenten in Deutschland machte. Am 22. September 1879 wurde gleichzeitig in Meiderich und Hoerde die erste Thomascharge in Deutschland erblasen. Neben diesen großen Neuerungen ist es noch eine ganze Reihe kleinerer Verbesserungen und Erfindungen, die im Stromgebiet des Rheins erstmalig zur Anwendung kamen und

von hier aus die Eisenindustrie in anderen Gegenden und Ländern befruchtet haben.

Der Doppel-T-Träger ist eine Erfindung der Franzosen Ferdinand Zores und Chibon⁸, die dieses Profil im Oktober 1848 entwickelten. Im Februar 1849 wurde es in

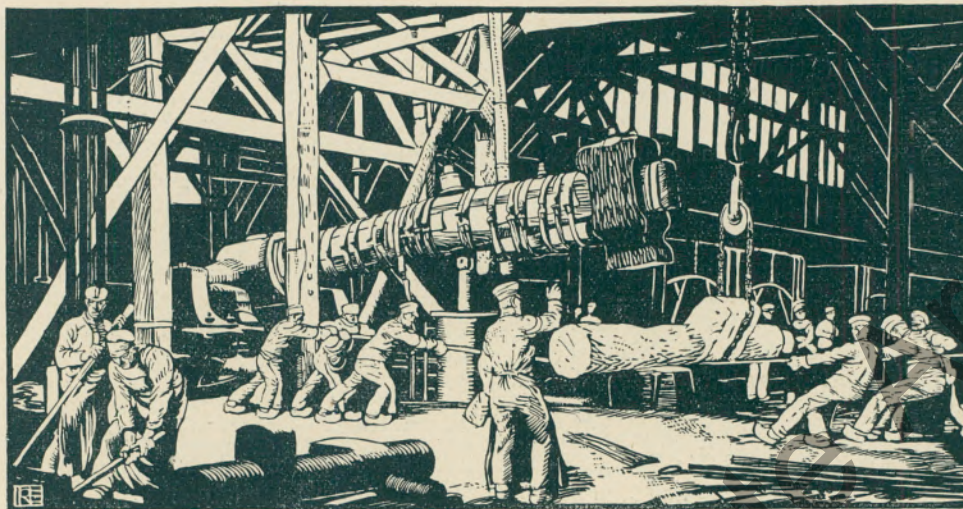
Frankreich zum ersten Male gewalzt. Acht Jahre später wurde in Deutschland das erste Doppel-T-Eisen auf dem Walzwerk der Gesellschaft Phoenix in Eschweiler-Aue hergestellt. Seit Ende der fünfziger Jahre beschäftigten sich auch andere Werke damit.

Die Kilianschiene⁹ wurde um 1879/80 von Franz Freudenberg und Philipp Fischer auf der Phoenix in Ruhrort in ihrem heutigen Profil gewalzt. Auf dem gleichen Werke kamen im Jahre 1883 die Gierschen Durchweichungsgruben¹⁰ durch August Spanngel erstmalig zur Anwendung.

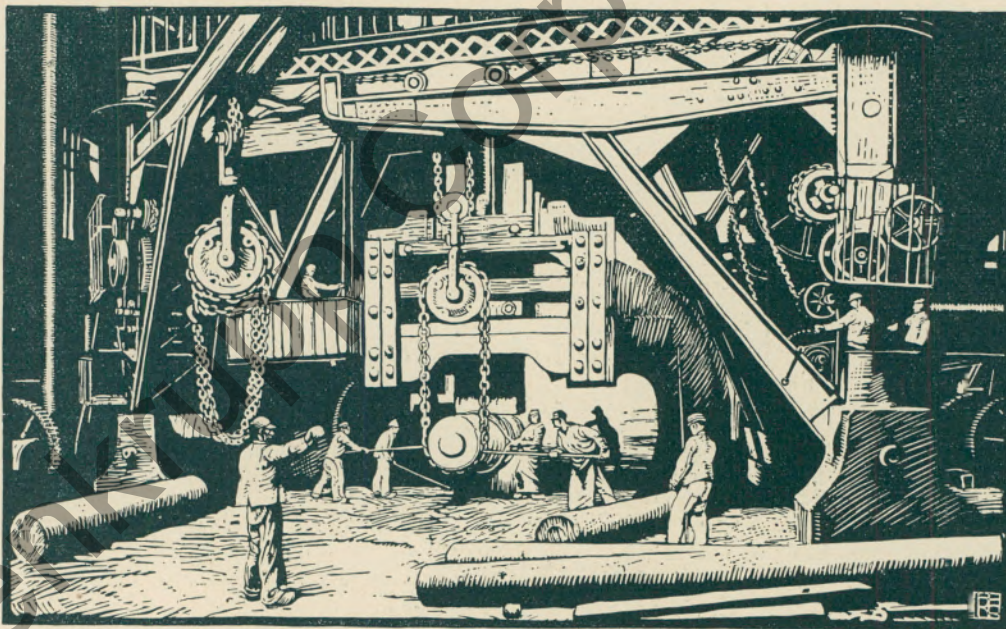
Im engen Rahmen dieses Aufsatzes lassen sich weitere Beispiele nicht mehr anführen. Ohne anderen Gegenden unseres Vaterlandes zu nahe treten zu wollen, muß doch gesagt werden, daß es nicht die geringsten der Erfindungen und Verbesserungen sind, die im Rhein-

gebiet ihre besondere Pflege erhielten und die in nicht geringem Maße dazu beigetragen haben, die Eisenindustrie Deutschlands in der Vorkriegszeit zur mächtigsten in ganz Europa zu machen.

⁸ Mäurer: a. a. O. S. 103 ff. ⁹ Ph. Fischer: Die Kilianschiene, ihre Entstehung und Entwicklung. Stahl und Eisen 29 (1909), S. 1217 ff. ¹⁰ 30 Jahre Thomasverfahren in Deutschland. Stahl und Eisen 29 (1909) Nr. 38.



Der erste Dampfstielhammer. Krupp 1852



Dampfhammer Fritz.

Schätze im Müll.

Von Dr. v. Hoffer, Berlin.

Die Erfindungen und technischen Verbesserungen der letzten Jahre haben einen Zuwachs durch das Verfahren des Diplomingenieurs Kurt Gerson erfahren, dem die Meisterleistung gelungen ist, aus dem Müll, dem bisher wertlosen Abfall der Hauswirtschaften, der — in Gestalt der Abfuhrgebühren — noch dazu Geld kostet, relativ hochwertige Produkte zu gewinnen.

Das Verfahren besteht kurz in folgendem: Zunächst werden die im Müllabfall enthaltenen sogenannten „Sperrstücke“ aller Art, Knochen, Blechbüchsen u. dgl., ausfortiert, was durch Aussiebung geschieht, die Eisenteile werden durch elektromagnetische Einrichtungen entfernt. Aus den im Müll enthaltenen Zellulosefetzen wird in der Müllmaschine eine graue, fleckige Wolle, die „Müllwolle“, gewonnen, ein neuer Rohstoff, der sich ohne Schwierigkeiten zu Pappe, Papier, Leichtsteinen, Isolierplatten, Schießbaumwolle usw. verarbeiten läßt. Aus ihr kann nämlich die Zellulose gewonnen werden, der Grundstoff der Papier- und Kunstseide- usw. Fabrikation. Die weiteren Bestandteile werden in ein Klopferwerk gebracht, zerkleinert, mit der Asche bzw. mit etwas Müllwolle und Gaskalien vermengt; so gewinnt man einen hochwertigen Kunstdünger. Die Restbestände liefern durch entsprechende Auswertung Holzkohle, Destillate (Teer und Öl) sowie brennbare Gase; kurz: ihre Auswertungsmöglichkeiten sind außerordentlich vielseitig — eine Tatsache, die den Rentabilitätsfaktor des Müllverwertungsverfahrens entscheidend beeinflusst. Aus der nachstehenden Übersicht geht hervor, in welchem prozentualen Verhältnis die einzelnen Erzeugnisse des Verwertungsverfahrens zum „Rohstoff“, dem Müll in ungereinigtem Zustand, stehen.

Man gewinnt aus 100 Einheiten Müll: 31% Dünger (bestehend aus 28,6% Asche und Feinmüll und 2½% Abfällen aus der Müllwollmaschine), ferner 21,35% Holzkohle, 20,45% Destillate (Öle, Teer), 7,8% brennbare Gase, schließlich 7½% verkäufliches Altmaterial. Während der Produktionsgang der Asche und des Feinmülls sehr einfach ist — diese ergeben sich unmittelbar durch die Sortierung —, bedarf es zwecks Gewinnung der Holzkohle usw. eines Trockendestillationsprozesses. Die Erzeugnisse dieses Destillationsverfahrens werden hauptsächlich aus Holzteilen, Papierresten, Gemüseabfall usw. gewonnen.

Der Möglichkeit, sogar Kunstseide aus Müll herzustellen, muß man vom Rentabilitätsstandpunkte aus wohl etwas skeptisch gegenüberstehen. Abgesehen davon, daß Kunstseide auch aus den Abfällen von Reis hergestellt wird, die sich sehr billig stellt, halten sich die Preise ohnedies auf einem sehr niedrigen Niveau (bis 35% unter Vorkriegspreisen) und werden infolge der fortschreitenden Produktions- und Absatzrationalisierung wohl keine Erhöhung erfahren.

Die praktische Rentabilität dieses neuen, verblüffenden Verwertungsverfahrens hängt davon ab, wie sich die Herstellungskosten der Endprodukte zu den Herstellungskosten bzw. Marktpreisen der gleichen, auf anderem Wege gewonnenen Erzeugnisse verhalten. Allerdings kommt zugunsten

des Verfahrens in Betracht, daß man die sonst entstehenden Müllbeseitigungskosten berücksichtigen muß. Erst wenn die Summe von bisherigen Müllabfuhrkosten, Amortisations- und Zinsendienst der Verwertungsanlagen und reinen Produktionskosten höher ist als der Herstellungspreis der gleichen Produkte aus anderen Herstellungsquellen, kann man von ausgesprochener „Unrentabilität“ reden.

Um die Rentabilität einer Müllverwertungsanlage im einzelnen beurteilen zu können, muß man Anlage- und Betriebskosten mit der Menge und der Absatzqualität der gewonnenen Nutzwerte vergleichen. — Für eine Müllverwertungsanlage einer Stadt mit 500000 Einwohnern ergibt sich folgende Übersicht:

Ausgaben.

1. Erforderliches Gesamt-Anlagekapital.	725000 RM.
2. Jährliche Ausgaben:	
a) Amortisationsraten	rd. 125000 „
b) Mahlkosten pr. To.	
Müllwolle (à 20 M.)	165000 „
c) Klärbearbeit.	30000 „
d) Personalkosten	185000 „
e) Sonstige Kosten, Lizenzen usw.	95000 „
Summe der jährlichen Ausgaben	600000 RM.

Einnahmen.

1. Einnahmen aus Verkauf von Müllwolle	rd. 480000 RM.
2. Einnahmen aus Altmaterial	129300 „
3. Einnahmen aus Dungerde	120000 „
4. Einnahmen aus Holzkohle, Teer, Öl usw.	223500 „
Summe der jährlichen Einnahmen	952800 RM.

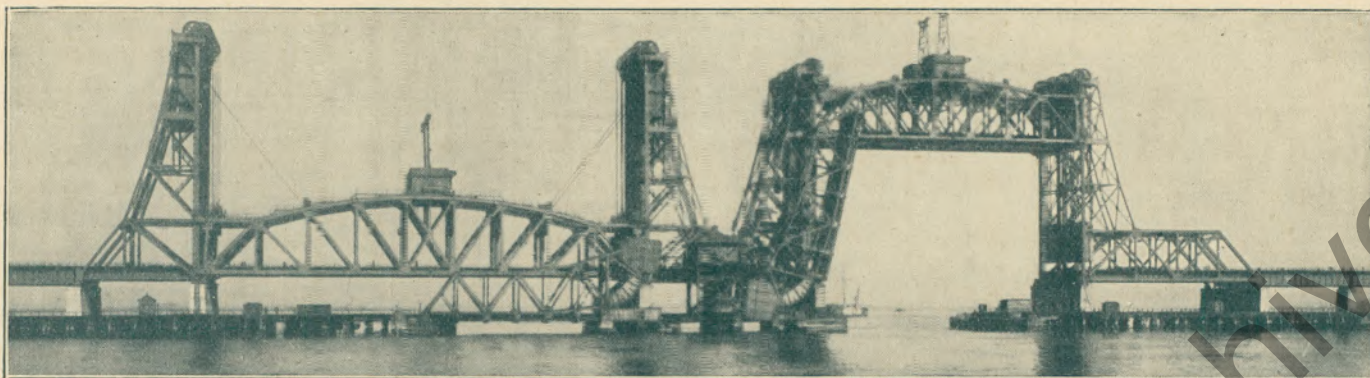


Wenn man, obschon diese Kalkulation sehr vorsichtig aufgestellt ist, einen Einnahmeabschlag von rd. 10% der kalkulierten Gesamteinnahme macht, also Konjunkturschwankungen auf dem Absatzmarkt der gewonnenen Produkte in reichlichem Ausmaße berücksichtigt, ergibt sich noch immer folgendes Rentabilitätsbild der geschilderten Müllverwertungsanlage:

Gesamteinnahme laut obiger Kalkulation	952800 RM.
Abschlag von rd. 10% (Berücksichtigung unvorhergesehener Absatzmarktversteigerung usw.)	102800 „
Gesamteinnahme demnach	rd. 850000 RM.
Gesamtausgaben	600000 „
Reingewinn demnach	250000 RM.

Da das Anlagekapital 725000 RM. beträgt, ergibt sich somit eine Verzinsung von rd. 34%. — Selbst bei noch vorsichtigerer Beurteilung der Rentabilitätsfaktoren, als es ohnedies schon durch den zehnprozentigen Abschlag geschehen ist, läßt sich daher eine sehr günstige Verzinsung des investierten Kapitals erwarten. — Eine besonders wichtige Frage, ob sich die Errichtung eigener Müllverwertungsanstalten auch für Kleinstädte rentieren wird, kann nach dem Stande der neuesten Ergebnisse bejaht werden.

Die Eisenbahnbrücke über die Newark Bay.



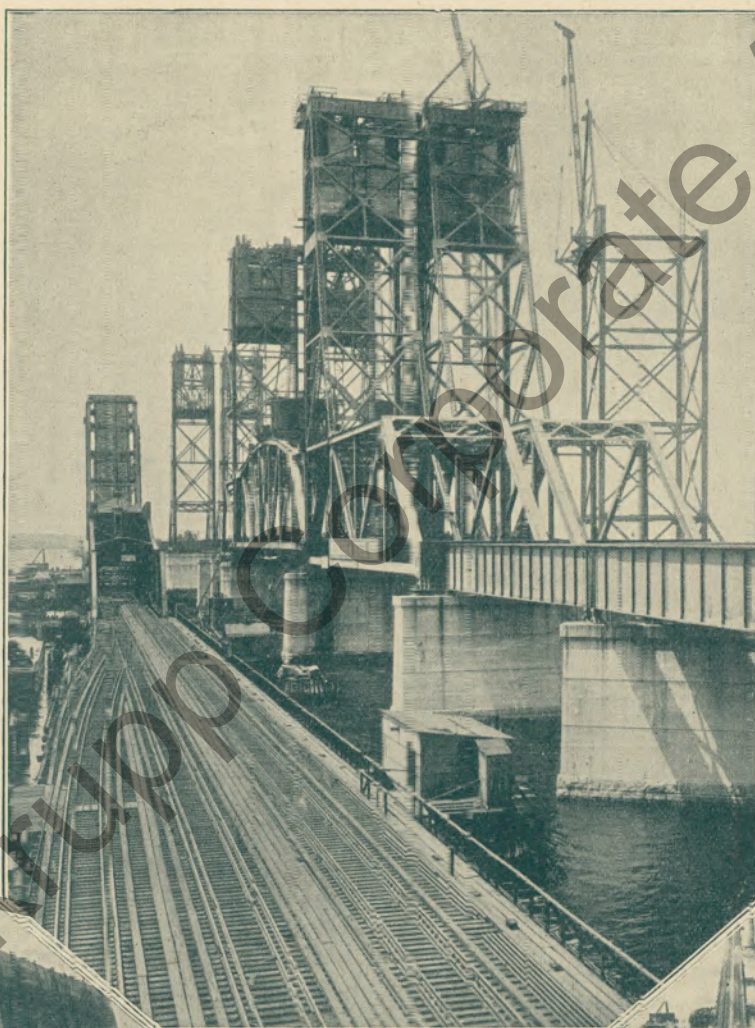
Das Gesamtbild der Brücke mit links geschlossener und rechts geöffneter Durchfahrt.

(Phot. Industrieberich)

In der Nähe von New York bot die Newark Bay für die Linienführung der Main-Western-Eisenbahn ein außerordentliches Hindernis, das schon sehr früh zu einer Zugbrückenkonstruktion führte.

Bereits im Jahre 1860 wurde der Bau einer Holzbrücke genehmigt, die fast drei Kilometer lang war und eine Zugvorrichtung besaß über eine Strecke von $2 \times 22,5$ Meter. Diese ursprüngliche Konstruktion wurde 1888 durch eine Hängebrücke verändert. Diese Brücke ist bis zur Gegenwart im Gebrauch gewesen.

Diese alte Brückenkonstruktion bewährte sich in den sechzig Jahren ihres Bestehens durchaus, jedoch war es notwendig geworden, für alle die Brücke passierenden Schiffe das Hängewerk hochzuziehen.

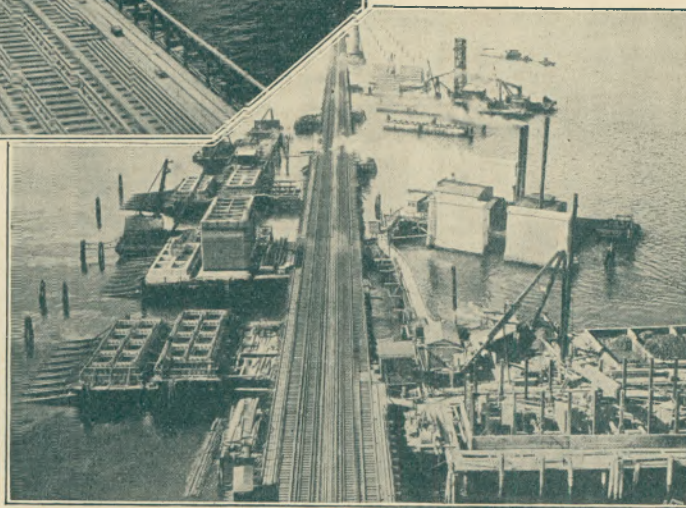


Aus diesem Grunde wurde eine neue Konstruktion notwendig. Da die alte Brücke zweifellos am günstigsten Schnittpunkt errichtet war, beschloß man, die neue Stahlbrücke parallel der alten zu errichten. Die beiden Aufzüge der Brücke, die vorher etwa 25 Meter breit waren, wurden so vergrößert, daß eine Öffnung von 60 bzw. 40 Meter entstand. Bei jeder Öffnung ist ein vertikaler zweigleisiger Aufzug vorgesehen. Rund 60% der durchfahrenden Schiffe können passieren, ohne daß die Brücke aufgezogen zu werden braucht.

Die Maschinerie für das Hebewerk ist imstande, die beweglichen Brückenteile in eineinhalb Minuten auf die größte Höhe zu heben. Zu diesem Zwecke sind in jedem der vier Pfeiler zwei 150-PS-Motoren eingebaut. Baukosten: 50 000 000 Mk.



Besenken eines Caissons beim Bau der Brücke.



Mitte: Baudamm und Brücke.

Ansicht des Baudammes.

Technische Gedenktage.

2. 5. 1519. Leonardo da Vinci im Schloß Clos-Lucé bei Amboise gestorben. Als Maler, Bildhauer und Architekt einer der größten Künstler des Mittelalters. Als Techniker von ganz erstaunlicher Vielseitigkeit. Er drang in alle Gebiete der damaligen Technik. Das Perpetuum mobile bezeichnete er als Schimäre.
4. 5. 1875. Abschluß des Weltpostvertrages zu Bern mit Wirkung vom 1. 7. 1875 ab.
5. 5. 1905. Geheimrat Karl Lueg in Oberhausen gestorben. Führer auf dem Gebiete des Eisenhüttenwesens in Deutschland. Vorkämpfer der wirtschaftlichen Zusammenschlußbestrebungen.
6. 5. 1836. Max von Oeth in Kirchheim unter Teck geboren. Gleich fähig als Ingenieur wie als Dichter. Er ist der „Dichter der Ingenieurarbeit“. Außer farbenprächtigen technischen Beschreibungen aus Ägypten schrieb er den köstlichen Giegerroman „Der Schneider von Ulm“.
7. 5. 1795. Gerhard Moritz Roentgen zu Esens in Ostfriesland geboren. Als holländischer Seeoffizier machte er als erster den Vorschlag, Schiffe ganz aus Eisen zu bauen und sie über der Wasserlinie zu panzern. Der Vorschlag wurde als phantastisch abgelehnt.
7. 5. 1890. James Nasmyth in London gest. Erfinder des Dampfhammers, der biegsamen Welle aus gewickeltem Stahldraht, des keilförmigen Schiebers für Wasserrohre.
8. 5. 1900. Emil Ritter v. Skoda in Eger gestorben. Schöpfer einer der größten Gießhütten Europas. Seine Kanonenfabrik war für Österreich von ähnlicher Bedeutung wie die Krupps für Deutschland.
9. 5. 1837. Adam Opel in Rüsselsheim geboren. Begründer der Opelwerke. Baute zuerst Nähmaschinen, dann führte er mit riesigem Erfolg die Fabrikation der Fahrräder in Deutschland ein.
11. 5. 1686. Otto von Guericke in Magdeburg geboren. Begründete in Deutschland die experimentelle Wissenschaft. 1630 baute er die erste Luftpumpe. Alle Gedanken trachtete er durch Erfahrung zu beweisen. Als Bürgermeister baute er das durch Lilly zerstörte Magdeburg prächtig wieder auf.
13. 5. 1821. Hermann Jacques Gruson in Magdeburg geboren. Begründer der berühmten Grusonwerke in Magdeburg, die sich 1893 mit der Firma Krupp in Essen vereinigten.
13. 5. 1856. Reinhard Mannesmann in Remscheid geb. Gründete mit seinem Bruder Max die Mannesmannröhrenwerke.
14. 5. 1725. Bergrat Friedrich Anton von Heynitz zu Freiberg in Sachsen geboren. Begründer der Bergakademie zu

Freiberg. Große Verdienste um die Hochschulen und die wirtschaftlichen Verhältnisse Schlesiens.

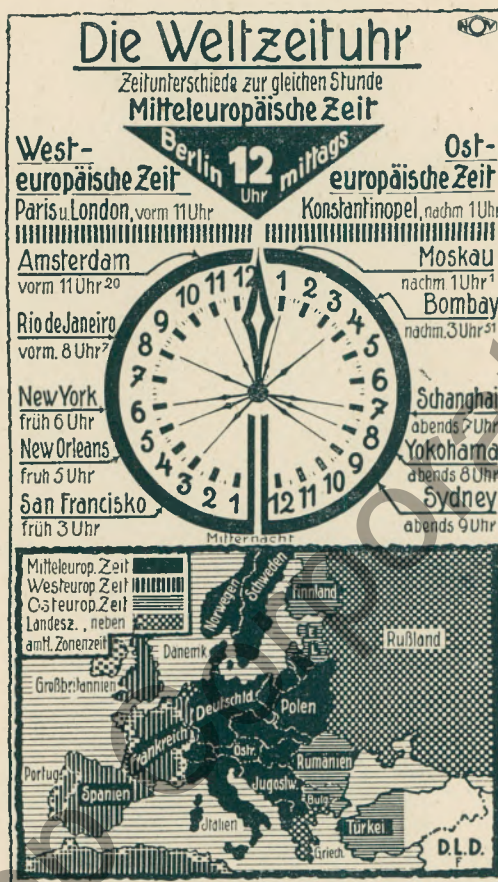
16. 5. 1846. Ottomar Anschütz in Lissa geb. Bedeutende Verdienste um die Vervollkommen der Momentphotographie.
17. 5. 1842. August Thyssen geboren.
21. 5. 1826. Georg Friedrich von Reichenbach geboren. Gründete mit Uhschneider und Liebherr zusammen das Mathematisch-

Mechanische Institut in München, dessen astronomische und geodätische Instrumente in der ganzen Welt begehrt wurden.

21. 5. 1786. Karl Wilhelm Scheele in Köping (Schweden) gestorben. Geboren in Stralsund. Er war u. a. der Entdecker des Chlors und der Metalle Mangan und Barium. Seine Entdeckungen waren von größter Bedeutung für die spätere Entwicklung der chemischen Industrie.
22. 5. 1887. Jean Dollfus in Mülhausen gest. Hervorragender Förderer der Baumwoll- und Seidenspinnerei weit über die elsässischen Grenzen hinaus.
24. 5. 1912. Antonio Paccinotti zu Pisa gestorben. Er erfand mit 19 Jahren den Ringanker für elektrische Maschinen.
26. 5. 1910. Karl Röchling in Saarbrücken gestorben. Hauptbegründer der Eisenindustrie im Saargebiet. In seinen Werken wurden zum erstenmal in Deutschland die Koksofengase zum Antrieb von Gaskraftmaschinen benutzt.
26. 5. 1915. Pierre Martin in Fourchambault (Frankreich) gest. Am 8. April 1864 erschmolz Martin in einem Siemensofen von einer Tonne Gussung den ersten Herdstahl, eine bedeutungsvolle Erfindung.
27. 5. 1868. Georg Egestorff in Linden bei Hannover gest. Begründer der hannoverschen Industrie, besonders des Lokomotivbaus.
28. 5. 1906. Theophil Josef Rudolf Knietsch in Ludwigshafen gestorben. Große Verdienste um die Farbenindustrie, be-

sonders um die Herstellung des künstlichen Indigo, der den natürlichen ganz vom Markte vertrieb.

29. 5. 1914. Paul von Mauser in Oberndorf am Neckar gestorben. Gestaltete den von Dreyse erfundenen Hinterlader, das Zündnadelgewehr, zu einer Waffe von verblüffender Einfachheit aus, die 1872 von Deutschland als „Modell 71“ in das Heer eingeführt wurde. Die Mauserwaffen fanden in der ganzen Welt Anerkennung.
30. 5. 1916. Adolf Frank in Charlottenburg gestorben. Erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Moorkultur und des Düngewesens. Er erkannte als erster die ungeheure Bedeutung der Kalisalzlager.



Infolge der Drehung der Erde, die innerhalb 24 Stunden einmal um sich selbst erfolgt, ergeben sich für die verschiedenen Orte der Erde Unterschiede in den Uhrständen. Die auf dem Meridian von Greenwich, dem Nullmeridian, gültige Zeit ist als Universalzeit oder Weltzeit festgesetzt worden, gleichzeitig gilt sie als Westeuropäische Zeit (W. E. Z.). Die Zeit des 15. Grades östlicher Länge (Görlitz) wurde 1893 in Deutschland und anderen mitteleuropäischen Ländern als Normalzeit, als sogen. Mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.) eingeführt. Sie geht der Weltzeit um 1 Stunde voraus. Unter Osteuropäischer Zeit versteht man die nach dem 30. Meridian östlich von Greenwich bestimmte Einheitszeit (Petrograd). Sie geht der Weltzeit um 2 Stunden, der mitteleuropäischen um 1 Stunde voraus.



Roman von Lu Volbehr.

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein altes angesehenes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein. Sein Bruder Johann, Teilhaber eines angesehenen Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, seine Stellung aufzugeben, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not!

IV.

„Leben! Ja leben!“ Johann verlor den Ton nicht aus dem Ohr, mit dem die kleine Schwester diese Forderung hinausgerufen.

„Leben!“

Was ihm Felix am Nachmittag vorgelegt, was ihm die Geschäftsbücher zeigten, war Tod, war sicherer Tod!

Er war wirklich an Bord eines sinkenden Schiffes. Nur noch mechanisch blätterte er im Geheimbuch des Hauses Dettenborn. Die Zahlen, die ihm hier und dort in die Augen sprangen, sagten ihm nichts Neues. Schlimmeres konnte nicht mehr errechnet werden, Tröstlicheres aber auch nicht. Johann saß auf dem Platz des Vaters, dem Bruder gegenüber, der den Kopf in die Hand gestützt, müde vor sich hinschaute. — Nachdem das Schlimmste geschehen, nachdem er dem Bruder das Resultat seiner Geschäftsführung unterbreitet, seitdem die Anspannung nachgelassen, kämpfte er nicht mehr gegen eine erdrückende Müdigkeit an. In ihm war alles wie verdorrt. Er war unfruchtbar geworden, seitdem er,

immer an sich vorbeilebend, Tagelöhner des Alltags, Sklave der Verhältnisse, im einzelnen sich verlierend, das Ganze nicht mehr zu überblicken imstande gewesen.

Johann stand auf. Er zündete sich eine Zigarre an und begann auf und ab zu gehen. Der weiche Teppich dämpfte seinen schleifenden Schritt. Das war wirklich noch viel schlimmer, als er erwartet hatte, das sah viel hoffnungsloser aus.

„Liquidieren Sie das deutsche Haus!“ hörte er Jan van der Steppen reden. Das Naheliegende wäre es gewiß gewesen. In Ehren Schluß machen. Sich ganz nur auf Holland konzentrieren. Dem Haus alle Kraft und alle Mittel widmen. Es nicht belasten mit Verbindlichkeiten des deutschen Geschäfts. Jetzt konnte man noch in Ehren Schluß machen, es war ja nicht die einzige alte Firma, die sich nicht mehr halten

konnte, nicht die einzige, die gelöst werden mußte.

Johann achtete bei seinen Gängen durch das Kontor nicht des Bruders, der immer noch in gleicher Haltung saß. Er achtete auch nicht der Bilder an den Wänden, der Porträts der Dettenborns, die durch viele Generationen die Handlung geführt, durch manchen Sturm, durch manche Flaute, das Steuer aber in festen Händen, mochten die Wogen noch so hoch gegangen sein, die Stürme noch so getobt haben, unverrückt waren jederzeit die Blicke der Dettenborns nach einem Ziel gerichtet geblieben, auf den gleichen Kurs eingestellt: das Gedeihen des Hauses, die Ehre des Geschäfts.

Johann, nur sich selbst verantwortlich, wog Gewinn- und Verlustmöglichkeiten ab, überblickte alle Faktoren, zog alle sichtbar



„Wenn Felix das Geschäft liquidieren will — ich werde ihm nicht abraten.“

zufage liegenden und alle verborgenen Umstände heran und kam zu der klaren Erkenntnis: ja, es war ein sinkendes Schiff, es war in den vernichtenden Wirbel geraten, der hinabziehen mußte in die Tiefen, aus dem es keine Rettung zu geben schien. Wie war in einem solchen Geschäftsleben überhaupt noch eine Disposition möglich?

Ein sinkendes Schiff, Jan van der Steppen! Also abmontieren, retten, was noch zu retten war, vor allem abkappen, was mit in den Abgrund gezogen werden konnte! Bettelarm, aber mit reinen Händen sich aus dieser unheilvollen Lage retten!

Vielleicht, wenn Johann einen dieser Gedanken ausgesprochen, wenn er in dieser Stunde von seiner Gewöhnung abgegangen, erst mit sich selbst auf ja und nein im reinen zu sein, ehe er mit den anderen sprach, vielleicht wäre dann Feliz die bitterste Stunde seines Lebens erspart geblieben. Er hatte es erlebt, wie der Vater sofort nach dem Krieg die alten Geschäftsbeziehungen aufgenommen. Er hatte es erlebt, wie Justus Dettenborn, von seiner englischen Reise zurückgekommen, zukunftsgläubig, erfolgreich — ihm aber war wieder alles aus den Händen gegliitten.

Er tröstete sich nicht damit, daß noch ganz andere Männer als er in gleichen Nöten lebten, daß manche schon den unfruchtbaren Kampf gegen das Verhängnis aufgegeben und sich nur noch von der Lage Zufälle hin und her werfen ließen. Es war bei den Dettenborns nicht Brauch, fremden Mächten Sieg oder Niederlage zuzuschreiben.

Und es war der gleiche Geist, der Johann erfüllte, der sich in ihm wehrte gegen die Erkenntnis seines klaren, unbestechlichen kaufmännischen Verstandes, gegen die Erkenntnis: das deutsche Haus war nur eine Gefahr für das holländische. Wer vorwärts will, darf nimmer rückwärts blicken.

Der Dettenborn-Geist ging um im Kontor. Die Bilder der Urvorderen verschwammen in der Dämmerung, die das Kontor einhüllte.

Da suchte Johann den Schalter für das Licht an der Wand, und strahlende Helle flutete durch den Raum.

„Wir wollen Justine und Lothar hereinrufen und den alten Feldner“, sagte Johann mit ruhiger, fast heller Stimme.

„Wie du wünschst.“ Feliz berührte die Klingel am Schreibtisch. Dann stand er auf und zog sich in die tiefe Fensternische zurück. Es war ihm unmöglich, den Platz äußerlich zu behalten, den er in Wahrheit nicht hatte behaupten können. Er gab ihn auf, freiwillig begab er sich aller Rechte.

Die Gerufenen kamen. Was es zu bedeuten hatte, daß Feliz sie rief, vermuteten sie wohl; daß sie aber gerufen wurden, erstaunte die Geschwister, und sie konnten die Spannung nicht verbergen, die sie erfüllte. Es fiel ihnen gar nicht auf, daß Feliz sich in die Fensternische zurückgezogen. Sie sahen nur Johann an, während sie, seinem Wunsch folgend, Platz nahmen. Der alte Prokurist allein blickte sich nach Feliz um. Er allein wußte, wie diesem zumute sein mochte. Er allein hatte die schweren Stunden der Zweifel, der Sorgen und der Verzweiflung ganz mit erlebt, ohne helfen zu können. Er, der alte Prokurist von Justus Dettenborn. War er doch so wenig an selbständige Geschäftsführung gewöhnt gewesen wie der junge Chef. Wie wäre neben dem raschen Geist des Verstorbenen ein anderer aufgekommen. Ehe der etwas bedacht, hatte Justus Dettenborn schon entschieden.

Ja, der Herr Johann, der mochte von seines Vaters Geist sein, er sah gerade so aus. Er war auch früh schon auf sich selbst angewiesen, auf sich selbst gestellt worden. Und doch — auch er würde keine Rettung mehr wissen — oder? —

Es hat keinen Sinn, Worte zu machen über Verhältnisse, die sich nicht ändern lassen. In solcher Lage hat man sich lediglich darüber klar zu werden, ob man sich diesen Verhältnissen unterordnen muß oder ob man sich zum Herrn der Verhältnisse machen kann. Davon hängt schließlich immer

alles ab. Aller gute und beste Wille hilft nichts, wenn man nicht die Mittel hat, den Willen auch wirklich in die Tat umzusetzen. Verpuffte Energien bringen versäumte Gelegenheiten.

„Wenn Feliz das Geschäft liquidieren will — ich werde ihm nicht abraten.“

„Das Geschäft liquidieren?“ Justine stand auf und trat an den Schreibtisch Johann gegenüber. „Und das — ist alles, was du zu sagen weißt, Johann?“

„Es ist die Antwort auf die Frage, die Feliz mir stellte: Kann ich das Geschäft weiterführen?“

„Feliz hat noch eine andere Frage an dich gestellt. Die Frage: Kannst du, Johann, unser Geschäft retten, kannst du Justus Dettenborns Erbe retten? Oder wendest du uns den Rücken und läßt hinter dir den Untergang? Ein deutsches Haus mehr, das sich nicht halten konnte, das in den Strudel gezogen wurde! Darauf mußt du uns Antwort geben, nicht nur Feliz, auch uns, weil du uns nun schon gegen Gebrauch und Sitte des Hauses hereingerufen hast.“

Johann sah in das erregte Gesicht der Schwester. Blichschnell ging ihm durch den Kopf, was ihm einst der Vater geschrieben von Justinens Schicksal.

„Gegen Brauch und Sitte des Hauses? Ihr beide, die ihr im Geschäft angestellt, als Kinder des Hauses — warum sollt ihr draußen bleiben, wenn es um das Sein oder Nichtsein des Hauses geht?“

„Weil hier immer nur ein Wille herrschte und auch weiter ein Wille herrschen darf, weil du, da Feliz die Flagge neigt, nun den Willen zu vertreten hast, weil du der Herr nun hier sein wirst und wir jüngeren Kinder keine Stimme und kein Recht haben, nur Pflichten, darum!“

Johann ballte die Hand zur Faust. Aus den Augen der Schwester sprühte etwas, das über alle Vernunft triumphierte: eine heiße Härte, eine zwingende Kraft. Unwillkürlich sah er von diesen Augen weg, suchte den Blick von Feliz, suchte in Lothars Gesicht zu lesen.

„Ich habe dich schon vorher auf den Nachtrag in Vaters Testament aufmerksam gemacht, Johann“, sagte Feliz.

„Mir lagen die Geschäftsbücher näher. Ich habe nicht beachtet, was der Nachtrag wörtlich enthielt. Ihr sandtet mir nach Vaters Tod eine Abschrift des Testaments, aus der ich erfuhr, daß Vater Feliz hier zum Chef gemacht, daß ich das Haus in Holland weiterführen sollte unter den alten Bedingungen. Das genügte mir.“

„Es konnte dir genügen. Alles übrige ging ja nur uns hier an.“

Lothar, der bisher still vor sich hingeraucht und mit verschlossener Miene abwartend zugehört hatte, nahm das Wort.

„Für uns jüngere Kinder war von Bedeutung, was das Testament außerdem enthielt; ging's doch um unsere Rechte und um unsere Pflichten. Nun, unser Hausgesetz ist alt und auch bisher wohlbewährt gewesen. Siehst du,“ er wies auf das älteste Bild an der Wand, „seit diesem Justus Johann Dettenborn, der der Familiengeschichte zufolge seine hochgespannten Planwagen höchst persönlich durch die Fährnisse deutscher Heerstraßen geleitet, wenn er seines flandrisches Tuch eingehandelt und seltene Spezereien — sieht er nicht auch vielmehr wie ein Ritter denn wie ein Pfeffersack aus? —, seit diesem Ahnen hat immer nur einer dem Haus Dettenborn vorgestanden. Die jüngeren Geschwister hatten diesem einen zu dienen oder sie konnten sich außerhalb ein eigenes Glück zimmern. So erbten sich Gesetz und Rechte. Bisher war es dem Hause nur gut bekommen. Warum also sollte unser Vater vom alten Brauch abgehen?“

Johann schaute hinauf nach den Bildern, er erinnerte sich, daß diese Bilder einmal in seiner Knabenzeit eine große Rolle für ihn gespielt.

„Es waren ganze Kerle, sie wußten, was sie taten“, sagte er zustimmend. Dann aber wandte er sich wieder der Gegen-

wart zu. Und er sah noch die Augen Justinens auf sich gerichtet. Seltsam, von dieser Schwester ging etwas aus, das ihm vertraut, das ihm verwandt war. Ihr allein fühlte er sich schon heute verbunden — fühlte er sich verantwortlich. Und gerade dieses Verantwortlichkeitsgefühl einem anderen gegenüber war ihm neu.

„Ja,“ begann er, „es war sehr verdienstlich und gewiß absolut notwendig, daß sich unser Ahn nur auf sich selbst verließ und seine Planwagen durch alle Fährnisse führte. Das forderten die Zeiten. Aber heute? Ich verstehe dich nicht ganz, Felix. Du hattest doch das Recht als Herr, das Geschäft auf die heutige Zeit, auf dich selbst einzustellen. Warum hast du die Lasten, die Verantwortung allein getragen? Warum hast du nicht die Geschwister zugezogen?“

„Das entsprach nicht den Bestimmungen des Vaters.“

Johann nahm den Akt mit dem Testament auf und las aufmerksam den Nachtrag.

„Wenn ich mir ein Wort erlauben darf —“, der alte Prokurist beugte sich ein wenig vor.

„Aber ich bitte Sie, Herr Feldner, darum ließ ich Sie ja rufen — wir wollen alle Stimmen hören.“

„Es ist wohl der allgemeine Zug der Zeit, was man so nennt, eine demokratische Regierung auch in den Geschäften, in den Betrieben einzurichten. Aber, Herr Dettenborn, viel Gesehtes kommt dabei doch nicht heraus. Es ist überall das gleiche: eine feste Hand, ein klarer Kopf muß an der Spitze sein, die anderen müssen mitlaufen oder werden mitgeschleppt.“

„Eine starke Hand! Herr Feldner hat recht. Nur die kann das Haus retten. Wir brauchen diese starke Hand.“

Justine war's, die dankbaren Blicke dem Prokuristen zuwandte.

„Aber ich kann aus diesem Nachtrag nur herauslesen, daß Vater dem Chef des Hauses die Macht erteilt, nach seinem Ermessen das Geschäft zu führen.“

„Nach seinem Ermessen, und keiner kann ihm dreinreden“, sagte Lothar.

„Dreinreden? Nein. Aber es ist ihm doch nicht verwehrt, sich Hilfsstruppen zu wählen, wenn es die Verhältnisse erfordern. Er hat ja doch ganz freie Bestimmung. Du hast das übersehen, Felix. Willst du unter diesem Gesichtspunkt nicht doch noch einmal versuchen? Wähle deine Hilfsstruppen. Du brauchst nicht weit suchen, sie sind hier um dich. Ich will so lange bleiben, bis du wieder Selbstvertrauen gefunden, bis du dir deine Hilfsstruppen herangebildet“ — einen Augenblick stockte Johann — warum nur hielt er es jetzt doch für möglich, das Schiff vor dem Untergang zu retten? — „Ich werde dir beistehen, soviel ich kann. Das holländische Haus kann dir nützen. Zum mindesten sein Kredit.“

„Nein.“ Felix sprach es fest. „Nein, ich kann nicht mehr.“

„Hörst du, er kann nicht mehr“, sagte Justine mit heiserer Stimme.

Da warf Johann das Testament auf die Schreibtischplatte. Wieder vergaß er das geschwächte Bein. Er ging auf und ab, während eine große Stille im Kontor herrschte.

Er fühlte, wie die Augen der Schwester ihm folgten. Endlich blieb er vor ihr stehen. Lothar sah wohl, wie er nur Justine die Antwort gab, die Antwort, die sie alle erwarteten, erhofften. Und er, Lothar, stand wieder daneben. Er war doch auch da!

„Gut, ich werde Felix die Verantwortung abnehmen, vorerst — ich werde versuchen, ob vielleicht das Haus zu retten ist. Aber mein Recht als Herr verstehe ich dahin, daß ich euch alle verpflichte. O nein, nicht als Sekretärin, als Korrespondent, als Kommis. Ihr müßt Mitarbeiter sein hier im Kontor. Ein jeder von euch muß seinen Anteil haben, seinen inneren Anteil. Ihr dürft nicht mit der Stunde eure Arbeit weglegen, eure Gedanken abwenden. Euer ganzes Denken,

euer ganzes Sein muß dem Hause gehören, nicht nur im Kontor. Außerhalb ebenso zu jeder Stunde. Dessen müßt ihr immer eingedenk sein, nur dann —“.

Die Spannung in Justinens Gesicht hatte nachgelassen. Mit vor Erregung kalter Hand strich sie sich über die Stirn.

„Ihr müßt nicht denken, daß ich ein Zauberer bin, daß ich diese verworrenen Verhältnisse von heute auf morgen entwirren kann. Es kann sein, daß ich in einem Jahr so weit bin und das Haus schließen muß. Aber ich will den Kampf noch einmal aufnehmen.“

V.

Nach außen hatte sich vorläufig nichts geändert. Man mußte, Johann Dettenborn war aus Holland gekommen, und man war sich nicht im unklaren, warum. Aber den Fernstehenden blieb verborgen, was sich im inneren Regiment des Hauses verändert. Johann hatte verlangt, daß einstweilen Felix nach außen der Chef des Hauses blieb.

Nicht einmal Elisabeth war ganz klar. Johann hatte ihr einen sehr höflichen Besuch gemacht, hatte in seiner lebenswürdig-kühlen Art sich vom Schwager an die frühere Schulkameradschaft erinnern lassen. Auf Elisabeths Frage, wie denn nun die geschäftlichen Dinge zu ordnen seien — Felix scheine ja völlig den Kopf verloren zu haben —, war Johann nicht näher eingegangen. Felix wäre überarbeitet, es würde sich alles schon erheben.

„Ach so!“ Lothar, der schon unter der Kontortür stand, trat noch einmal zurück. „Du meinst lächerlich?“ Er sah Justine spöttisch an. „Du wartest wohl darauf, daß eines Tages der Holländer die Sprüche wahr machen wird, die er neulich tat? Nun, mein Herz, warte du nur. Aber mir fällt es nicht ein, mir alle Möglichkeiten aus den Händen gehen zu lassen! Das sage ich dir, Justine, mir fällt nicht ein, hier in Abhängigkeit zu bleiben. Entweder — oder. Sobald ich genug zusammen habe, daß ich selbst etwas anfangen kann, dann werde ich zum Herrn Bruder gehen und sagen: — ach was!“ unterbrach er sich selbst, „was kann dich das überhaupt interessieren! Wenn der große Augenblick gerade heute kommen sollte und der Holländer uns ‚zur Mitarbeit‘ rufen ließe, meine höfliche Empfehlung und ich sei auf einem Geschäftsgang. Wenn er mehr wissen wolle, ich stehe ihm jederzeit zur Verfügung.“

Justine hatte nicht auf die lange Rede Lothars geachtet. Sie hatte ihn gewarnt.

„Du treibst es toller denn vorher.“ Das war alles, was sie sagte, als der Bruder wieder den Hut genommen während der Kontorzeit. Sie saß wieder ruhig über ihre Arbeit gebeugt.

Es war früher als sonst, daß Johann Justine in das Hauptkontor rufen ließ, in das seit seiner Anwesenheit nun auch der Prokurist eingezogen war. Nach dem ersten Überblick, den Johann damals genommen, galt es, eine neue Basis für die weiteren Geschäfte zu schaffen. Diese Woche glich im Kontor Dettenborn einer großen Gerichtswoche. Unerbittlich strich Johann Posten um Posten im Hauptbuch, die von Monat zu Monat immer noch als Aktiven geführt worden waren, die in den Büchern immer noch ein Vermögen vortäuschten, das nicht mehr vorhanden war. Unerbittlich setzte Johann den wirklichen Wert an Stelle der eingebildeten Werte aus der Inflationszeit.

Die Guthaben im Ausland, die Immobilienwerte im Inland allein wurden noch von Johann als Aktiven anerkannt, die aber nur zum geringsten Teil flüssig gemacht werden

konnten. Es gab keine andere Rettung: Holland mußte das deutsche Geschäft stützen.

Während dieser Tage der endgültigen Abrechnungen wuchs in Johann der eiserne Wille; er mußte es zwingen, oder er war nicht Johann Detttenborn. Ein Buch hatte er sich noch zur Seite gelegt, in das er sich genaueren Einblick noch vorbehalten, es war das Buch mit den Privatkonten der Familie Detttenborn.

Ein flüchtiger Blick hatte ihm gezeigt, daß jedes Familienmitglied sein Privatkonto hatte, daß alle Rechnungen nur durch das Geschäft beglichen wurden. Und dieser flüchtige Blick hatte Johann gezeigt, daß die Ausgaben für die Haushaltung wohl den Fiktionswerten, nimmer den wirklichen, jetzt unbarmherzig klargelegten wirklichen Verhältnissen entsprachen.

Als Justine eintrat in das Kontor, sah Johann auf. Er hatte des Vaters Platz inne.

„Lothar?“ fragte er.

„Eben ist er fortgegangen“, antwortete Justine ruhig.

„Bitte, setz dich, Justine. Mußte Lothar für das Geschäft fort?“

Felix verneinte. Er saß wieder auf seinem alten Platz. Der Prokurist war von seinem schmalen Tisch aufgestanden, der an den Schreibtisch angerückt worden war.

„Bleiben Sie bitte noch!“ forderte ihn Johann auf.

„Was hat Lothar jetzt zur Geschäftszeit außer dem Hause zu tun?“

„Er läßt dir sagen, er sei auf einem Geschäftsgang, er stände dir jederzeit zur Verfügung.“ Justine sagte es ohne jede Erregung, während sie sich einen Stuhl näher an den Schreibtisch herangezogen hatte.

„So? Nun gut. Wir sind hier so weit fertig, daß wir völlig klar sehen, daß es keine Überraschungen mehr für uns geben kann. Du hast mir bei unserer ersten Aussprache deine Mitarbeit zugesagt, Justine.“

Er sah prüfend die Schwester an.

„Du wirst dir selbst gesagt haben, daß diese Mitarbeit nicht immer leicht sein wird. Ich nehme dich nun beim Wort. Es bedarf viel Aufopferung auch von deiner Seite.“

Justine erwiderte des Bruders fragenden Blick ruhig abwartend.

„Ich erwarte deine Anordnungen.“

„Nein, das sollst du eben nicht. Du sollst mit uns überlegen — nachdem du Einblick gewonnen hast in die derzeitige Lage.“

Johann legte vor Justine ein Blatt hin, auf dem das Soll und Haben übersichtlich zusammengestellt war.

„Das ist alles, was aus diesen großen Büchern herauszulesen war. Du siehst, wir müssen ganz klein, ganz bescheiden neu anfangen. Was wir noch haben, ist hier unser guter Name, ist Kredit a conto unseres Geschäfts in Holland. Ich will es damit wagen. Aber wir müssen unsere Ausgaben verringern. Es wird dem Ansehen des Hauses nichts schaden, wenn wir unsere Angestellten auf die notwendigsten verringern. Dazu brauch ich für den Anfang eure Mitarbeit. Ich sehe, wir haben für das Kontor einen Stab von Angestellten. Da sind vorerst zwei Schreibmaschinenfräulein. Sind die durchaus notwendig?“

„Wenn ich einige Stunden länger arbeite, können wir leicht beide entbehren.“

„Bitte, Herr Feldner, streichen Sie die Posten der beiden Fräulein.“

„Sie wurden beibehalten, weil Vater sie seinerzeit nicht brotlos machen wollte“, warf Felix ein.

„Vater konnte sich diesen Luxus erlauben. Hier geht es nun um unser Haus. Die beiden jungen Mädchen werden schon irgendwie Arbeit finden. Sobald unsere Lage es verträgt, werden wir uns wieder mit ihnen in Verbindung setzen. Inzwischen haben wir die Pflicht, ihnen bei ihren Bemühungen um eine neue Stelle in jeder Weise behilflich zu sein.“

Weiter — zu welchem Zweck bedürfen wir zweier Autos? Wir werden künftig mit einem Auto auskommen können. Herr Feldner, streichen Sie das zweite Auto und den zweiten Chauffeur.“

„Dieser hat, wenn er Zeit hatte, die Post besorgt und auch dem Gärtner geholfen.“

„Die Post wird künftig der Lehrling besorgen. Wir wollen lieber einen wirklich arbeitenden, als zwei, die sich langweilen. Der Gärtner soll allein fertig werden. Weiter! Da ist der Hausdiener. Kann der nicht für die Sauberkeit des Kontors sorgen? Die Reinigungsfrau fordert Stundenlohn, eine Versicherung auf langsame Arbeit.“

Und so ging es weiter. Alle Posten wurden durchgenommen, alles Überflüssige wurde gestrichen. Es waren keine großen Summen, die eingespart wurden, aber ein Anfang wurde gemacht. Das System wurde festgelegt: Sparsamkeit, eiserner Fleiß und kein Zurückblicken auf bessere Zeiten. Johann diktierte noch Justine die Geschäftsbriefe, kurz, bestimmt, dankte, und Justine war entlassen.

Am Nachmittag nach Geschäftsschluß saß Johann noch über dem Buch, das ihm viel Kopfschmerzen machte. Er begriff nicht, daß Felix alles hatte so weitergehen lassen können. Die Ausgaben für das Haus, für den Haushalt, für die Familienmitglieder entsprachen der alten Gewöhnung. Sie bedeuteten aber den völligen Ruin für das kämpfende Geschäft.

Unwillkürlich sah Johann auf, um sich mit Felix noch darüber auszusprechen. Aber der Stuhl von Felix war leer. Es fiel Johann jetzt erst wieder ein, Felix hatte den Bruder gefragt, ob er seiner noch bedürfe, und da er verneint, war Felix gegangen.

Nun fehlte er ihm doch. Er mußte wissen: Waren der Familie schon Vorschläge gemacht wegen Einschränkung? Und welche?

Die Tür öffnete sich. Lothar trat ein.

„Du hast mich gewünscht?“

Johann legte das Privatkontobuch zur Seite.

„Allerdings, schon heute vormittag. Aber du warst nicht da. Deine Schwester vertrat dich. Sie wird dich unterrichtet haben über die notwendigen Umgestaltungen hier im Kontor.“

„Ja wohl! Und über den Umfang und die Bedeutung unserer Mitarbeit.“

Lothar stand mit spöttischem Lächeln vor Johann. Aber unter dem ruhigen Blick Johanns verschwand das Lächeln. Es machte einer Verlegenheit Platz, die ihm wieder die Röte des Argers über dies ihm sonst völlig fremde Empfinden in die Wangen trieb.

Und sich gegen die Überlegenheit wehrend, die von den kühlen Augen, von der hohen, klaren Stirn des Stiefbruders ausging, sagte er:

„Soviel ich verstanden habe, soll Justine die Arbeit der Tippfräulein übernehmen, und ich soll sie in dieser wichtigen Arbeit unterstützen.“

„Es bedarf darüber keiner weiteren Auseinandersetzung, Lothar. Das ist heute vormittag alles beredet und geordnet. Ich ließ dich aus anderen Gründen zu einer Unterredung bitten. Ich muß wissen, wo du während der Kontorzeit gewesen. Wie Herr Feldner sagte, hast du keinerlei Aufträge für das Geschäft gehabt.“

„Gewiß nicht. Was für Aufträge an der Börse sollten auch für das Haus Detttenborn getätigt werden?“

„Also du warst auf der Börse? Zu welchem Zweck?“

„Privatgeschäfte.“

„Privatgeschäfte? Zur Kontorzeit und als Angestellter des Hauses Detttenborn?“

„Nein, als Lothar Detttenborn.“

„Hast du Privatgeschäfte schon zu Lebzeiten des Vaters nebenher betrieben? Bist du schon zu seinen Lebzeiten auf die Börse gegangen?“

Einen Moment zögerte Lothar, dann sagte er: „Nein!“ „Seß dich. Bitte, welche Geschäfte sind das, erkläre mir das. Es ist sehr ungebräuchlich, daß ein Angestellter eines Hauses, wie das unsere, Privatgeschäfte betreibt. Es wäre wenigstens früher hier wie in der ganzen Handelswelt unmöglich gewesen. Laß mich hören.“

„Warum nicht?“ Diesen gleichgültig gesprochenen Worten folgte eine Pause, in der Lothar den Stiefbruder fast feindselig ansah. Er wußte nicht, was es war, was in ihm aufstieg, was alle bisher zur Schau getragene Überlegenheit hinwegsetzte, was alle Gleichgültigkeit gegen Haus und Familie zunichte machte. Er dachte nicht mehr an die wohlüberlegten Antworten, die er eben noch bereit gehabt — alles war verweht, vergessen, und der berechnende kluge Mensch, der trotz seiner Jugend dem gewiegtesten Schieber, dem raffiniertesten Zwischenhändler sich gewachsen, ja überlegen erwiesen, war in diesem Augenblick, unter diesen Augen, nichts als ein Mensch mit bebenden Nerven, mit drängender Sucht, sich zu befreien von all den verletzten Gefühlen der Zurücksetzung, sich zu offenbaren als eine Kreatur voll Sprungkraft, voll Feuer, die den lächerlichen Karren umwarf, vor den sie gespannt worden.

Er hatte sich nicht gesetzt, er hatte die Hände auf einen kleinen Tisch gestemmt, der silbernes Rauchzeug trug.

„Welche Geschäfte ich betreibe? Das willst du wissen?“ Noch klang die Stimme beherrschend. „Gewiß keine, die das Haus Dettenborn machen würde. Sie werden nicht auf offenem Markt gemacht. Sie werden nicht gebucht und verrechnet“ — und nun begann die Stimme einen schrillen Ton zu bekommen. „Sie werden auch nicht vom Schreibtisch aus getätigt. Man schläft nicht immer sehr ruhig danach. Aber Zähigkeit fordern sie, Geistesgegenwart, einen klaren Blick, eine rasche Hand. Sie bringen oft Kampf auf Leben und Tod. Drunten am Kai, im Fischerviertel, in den kleinen heimlichen Kneipen ohne Polizeistunde, ja, dort werden diese Geschäfte abgeschlossen. Nicht bei Aulstern und Sekt. Der Fusel, der da geschenkt wird, ist heiß wie Feuer, das Bier ist dünn wie Wasser. Da gibt es keinen langfristigen und keinen kurzfristigen Kredit. Hier die Ware, hier das Geld. Und immer heißt es auf der Hut sein, immer in Deckung. Es sind wilde Kerle darunter; man weiß, wer da die Waren prüft, muß Geld im Sack haben. Vertrauen — das Wort kennt man nicht. Was Termin heißt, weiß man da nicht. Aber jeder kennt den Wert seiner Ware, jeder kennt die Valuten aller Länder. Willst du sehen? Ich habe eine prächtige kleine Sammlung von Geld aus aller Herren Ländern. Mein einziger Luxus. Schöne Erinnerungsfstücke an das bunte Allerlei, das mir, Lothar Dettenborn, durch die Hände ging in den Stunden höchster Anspannung da drunten im verrufenen Viertel.“ Er lachte auf.

„Zu solchen Arten von Geschäften bedarf man baren Geldes — wie kommst du dazu?“

Unter dem forschenden Blick Johannes zuckte Lothar zusammen, die Hände bebten, daß die Aschenbecher fein und silbern zusammenklirrten.

„Ich habe vorhin gesagt, ich hätte zu Vaters Lebzeiten keine Privatgeschäfte gemacht. Das stimmt nicht ganz. Ich habe mit Effekten spekuliert, wie alle jungen Leute. Mit mehr oder weniger Glück — ich hatte Glück. Nenn es so.“

„Und nach Vaters Tod?“

„Da hatte ich den heißen Drang, zu wagen, zu gewinnen. Nicht durch andere. Ich hatte es satt, immer nur Diener zu sein. Handlungsdiener für das Haus Dettenborn. Diener eines Herrn, dem ich mich überlegen fühlte. Ich habe voll Wut die Hände geballt, wenn ich die Abrechnungen machte, die allem Kaufmannsgeist, allem Verstand Hohn sprachen. Ich habe hier vor dieser Tür gestanden, es hat mich herein gedrängt, es hat mich gedrängt, ihn, der über uns gesetzt

war, vom Stuhl zu fegen, samt dieser Lakaienseele, dem alten Feldner; mich selbst hinzusetzen.“ Er lachte verächtlich. „Es hat jeder einmal seine romantische Stunde. Nun, ich habe nichts Derartiges getan, ich bin einfach meine Wege gegangen. So habe ich der Familie die Kosten für einen Sanatoriumsaufenthalt erspart. Ich habe meine eigenen Geschäfte begonnen, eben diese dunklen Geschäfte, und ich habe nicht mehr wie ein artiger Schulbub meine Kontorstunden abgeseßten. Versäumt habe ich nichts von meinen „wichtigen Geschäften“ für das Haus, Versäumnisse kann mir keiner vorwerfen.“

Er hob die Hände vom Tisch und strich sich die Haare aus der Stirn, aus der hohen Dettenbornstirn. Das feine Klingeln des silbernen Geräts verstummte.

Johann hatte kein Auge vom Antlitz des Bruders gewandt. Er folgte den Worten so aufmerksam wie dem wechselnden Ausdruck der Mienen. Das Gesicht schien einmal das eines Knaben zu sein, dann bekam es wieder greisenhafte Falten. Lothar war in der Erregung immer blässer geworden, die grauen Augen hatten Glanz und Schärfe.

„Ich nehme an, du hast gute Geschäfte gemacht?“

Da besann sich Lothar wieder auf das, was er geeignet hielt zu scheinen. So antwortete er wieder in seinem gewöhnlichen Ton:

„Ja, danke, ich kann nicht klagen.“

„Es steht mir nicht an, darüber zu reden, was nicht hätte sein dürfen. Aber was von heut ab sein darf, um das geht es nun. Du wirst einsehen, daß du von dieser Art von Geschäften absehen mußt.“

„Ich sehe nichts derart ein. Für mich hat sich nichts verändert.“

„Doch, mein lieber Lothar, es hat sich auch für dich sehr viel verändert. Unser Haus hat noch einen Besitz: die Tadellosigkeit. Du trägst den Namen Dettenborn.“

Höhnisch warf Lothar die Lippen auf.

„Diese Tadellosigkeit könnt ihr mit dem stolzen Selbstgefühl des soliden Bürgers als einzigen Ruhmeskranz auf das Grab der Firma legen.“

„Wir wollen abwarten, vorläufig ist die Firma nicht tot. Aber es geht unter keinen Bedingungen, daß ein Dettenborn im Hafenviertel Geschäfte treibt, auf denen — Zuchthaus steht.“

„Ich bin mündig.“

„Nicht als Angestellter des Hauses.“

„Dann pfeif' ich auf die Anstellung.“

„Das wirst du dir noch überlegen.“

„Ich laß mich nicht gängeln wie einen unreifen Knaben. Ich weiß, was ich tue. Die Zeiten sind vorbei, in denen die weiße Hemdenbrust eine Rolle spielte. O ja! So seid ihr! Ihr Herren durch Zufall der Geburt! Alles selbständige Denken wurde gebunden, alle Initiative in Fesseln geschlagen. Aber ich wehre mich dagegen bis zuletzt. Und ich laß es darauf ankommen. Du kannst mich jeden Tag entlassen. Bitte, tu es! Lothar Dettenborn kommt nicht unter den Wagen.“

„Aber Lothar Dettenborn zeigt eine große kaufmännische Unreife! Du rühmst dich zwar selbst, ein kluger Kaufmann zu sein — also sei dir klar: es gibt wirklich nur ein Entweder-Oder. Du hast genug Zeit zur Überlegung, wofür du dich entscheiden willst. Vier Wochen. Nun danke ich dir — ich glaube, wir haben uns beide in dieser Stunde näher kennen gelernt. Denn ich bleibe dabei: solange du noch im Hause bist, mußt du das Kaierviertel meiden und deine sehr fraglichen Geschäftsfreunde nicht kennen. Ich verlange es im Namen des Vaters, für den ich hier stehe.“

Noch eines: Beklag dich nicht, sollstest du ausgeschieden bleiben von gemeinsamen Beratungen. Du selbst schließt dich aus, wenn du nicht jederzeit dem Haus zur Verfügung stehst.“

Lothar schlug die Hacken zusammen und verließ wortlos das Kontor.

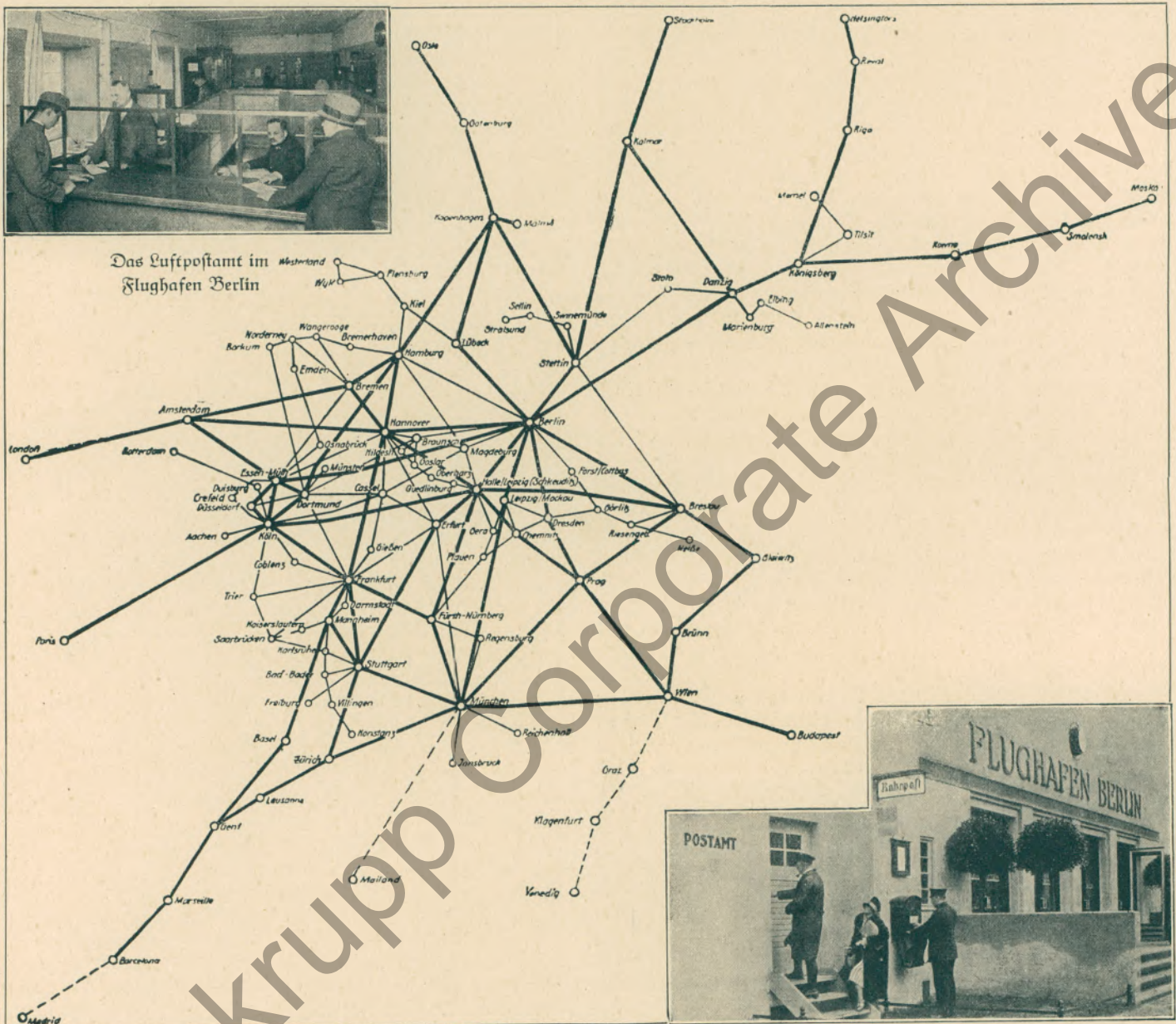
(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Luftverkehrsnetz 1927.

Von Ernst Kreidel.



Das Luftpostamt im Westerland
Flughafen Berlin



Mit der Eröffnung des Sommerluftverkehrs 1927 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der deutschen Handelsluftfahrt.

Das Luftbild der Erde ist in seinen Grundzügen vorgezeichnet; es gilt jetzt, den Ausbau vorzunehmen und die Kleinarbeit zu leisten. Die Deutschland im Rahmen des Weltluftverkehrs gestellte Aufgabe zeigt zwei Richtungen: das innerdeutsche Flugnetz organisch in das bereits vorhandene allgemeine Verkehrsnetz einzugliedern und den internationalen Luftverkehr zu fördern. Daher zeigt der neue Flugplan und das Streckennetz der Deutschen Luft-Hansa eine Verdichtung des innerdeutschen Streckennetzes und eine große Erweiterung der ins Ausland führenden Strecken. Die Gesamtlänge des Netzes, d. i. die tägliche Leistung der Kursflugzeuge in beiden Richtungen, beträgt rund 57000 Kilometer. Das entspricht einer Vergrößerung um etwa 50 % gegenüber dem Vorjahre und fast dem eineinhalbfachen

Erumfang. Von dieser Zahl entfällt auf das Streckennetz innerhalb Deutschlands eine tägliche Leistung von 21000 Kilometer, oder mehr als den halben Erumfang.

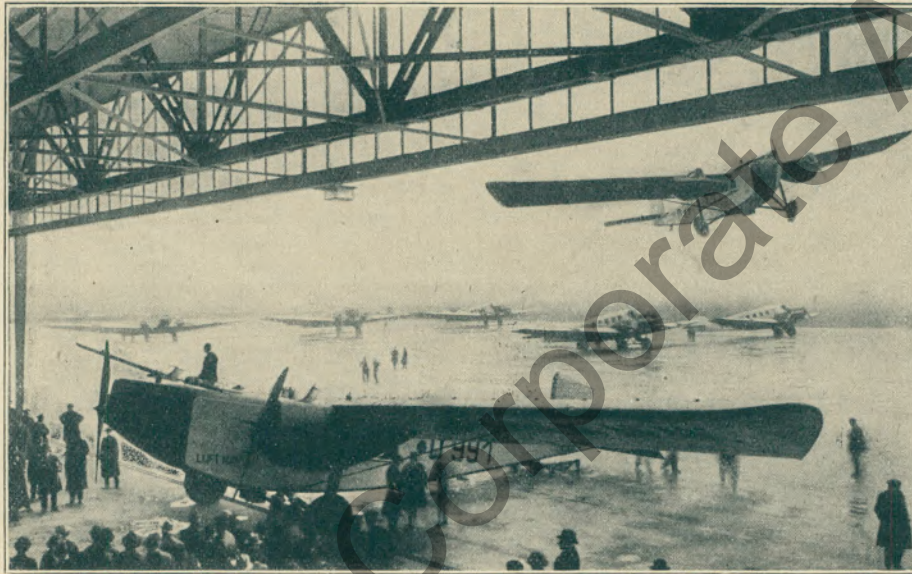
Wenn von vielen Seiten die Ausdehnung des innerdeutschen Streckennetzes als der zweckmäßigen und vorbestimmten Entwicklung widersprechend hingestellt wird, so muß dabei berücksichtigt werden, daß gerade im Anfang der Entwicklung Länder, Provinzen und Kommunen bestimmenden Anteil an der Einrichtung des Luftverkehrs nehmen wollen. Auch auf anderen Lebensgebieten ist ja dieser Drang zum selbstständigen Eigenleben ein Merkmal der deutschen Stämme. Wenn auch bei diesem System der Nachteil offensichtlich ist, daß auf einer Anzahl Linien öfter zwischengelandet wird als notwendig erscheint, so ist auf manchen Strecken doch schon eine Verbesserung in dieser Hinsicht bemerkbar, so z. B. auf der Strecke Hamburg—Köln, auf der eine Zwischenlandung weniger vollzogen wird.

Einen Fortschritt gegenüber den vergangenen Jahren bedeutet die Tatsache, daß auf die Einrichtung von Anschlußverbindungen besonderer Wert gelegt wurde. Ein großer Teil der neuen innerdeutschen Linien des Streckennetzes 1927 entfällt auf das Rheinland und das Saargebiet. Ferner fallen im Streckennetz zahlreiche sogenannte Bäderstrecken auf. Die tägliche Flugleistung auf diesen Strecken beträgt 6500 Kilometer. Bezüglich der Einrichtung des sogenannten Bäderluftverkehrs kann man von einem ausgesprochenen Bedürfnis des reisenden Publikums sprechen, denn viele der in Frage kommenden Plätze haben verhältnismäßig schlechte Erdverkehrsverbindungen. Da für die Wochenenderholung meistens nur wenig Zeit zur Verfügung steht, hat das Flugzeug als Ergänzung der bestehenden Verkehrsmittel eine große Aufgabe zu erfüllen. Die Herabsetzung der Flugpreise und ihre Annäherung an den Fahrpreis zweiter Klasse der Staatsbahn wird zweifellos ebenfalls dazu beitragen, dem Flugzeug zahlreiche neue Freunde zu gewinnen. Der Hauptteil der Vergrößerung des Streckennetzes entfällt auf die großen, ins Ausland führenden internationalen Linien. Die Basis für die Zusammenarbeit im internationalen Luftverkehr hat sich gegenüber dem vergangenen Jahr wesentlich verbreitert. Italien und Spanien sind entschlossen, gemeinsam mit Deutschland am Ausbau

des gesamteuropäischen Flugnetzes zu arbeiten. Zwischen Italien und Deutschland zeigt die Streckenkarte des Jahres 1927 die projektierte Linie München—Mailand. Die deutsch-spanische Flugverbindung über Zürich—Lausanne—Genf—Marseille—Barcelona nach Madrid wird voraussichtlich im Laufe des Sommers in Betrieb genommen werden. Die direkte Verbindung Berlin—Wien ist bereits hergestellt worden. Bisher mußte nach Wien der Umweg über München genommen werden. Daß mit der Einrichtung der Strecke Berlin—Wien einem Verkehrsbedürfnis entsprochen wurde, bezeugt die Frequenz auf dieser Linie. Auf Wochen hinaus sind seit dem ersten Flugtage alle Plätze ausverkauft. Neu ist im Streckennetz ferner die Linie Berlin—Stettin—Kopenhagen—Göteborg—Oslo, durch die Norwegen endgültig den Anschluß an das mitteleuropäische Flugnetz erhalten hat. Durch diese Linie, welche die Verlängerung der Linie Wien—Prag—Dresden—Berlin darstellt, ist Berlin zum internationalen Umschlagshafen zwischen vier Staaten geworden. Das Luftkreuz Europas, wie der englische Vizegouverneur Branden Berlin einmal nannte, zeichnet sich immer deutlicher ab.

Stockholm ist wieder auf dem Luftwege über die Ostsee zu erreichen, und zwar mit der Verbesserung, daß von Berlin aus in Stettin direkter Anschluß an die Seelinie vorhanden ist. Neu ist ferner die Ost-Randstaatenlinie Königsberg—Riga—Reval—Helsingfors, die während des Jahres 1926 nicht besflogen wurde. Die europäischen Hauptstädte, die im vergangenen Jahre Anschluß an das deutsche Streckennetz hatten, sind auch in diesem Jahre wieder vollständig vertreten: Budapest, Wien, Genf, Paris, London, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, Danzig und Moskau. Nur Polen fehlt im Osten.

Als erfreulicher Auftakt für die beginnende Sommerflugaison der Deutschen Luft-Hansa ist auf dem Gebiete der inneren Luftpolitik die Auseinandersetzung im Reichstag anzusehen, die im Rahmen der großen Staatsrede des Reichsverkehrsministers stattfand. Der Reichsverkehrsminister unterließ es nicht, in Würdigung der durch die Aufhebung der Begriffsbestimmungen bezüglich Flugzeugbau erreichten Fortschritte mit aller Entschiedenheit darauf zu verweisen, daß durch die Pariser Luftfahrtverhandlungen noch keineswegs alle Deutschland auferlegten Fesseln beseitigt sind. Das bedeutet, daß er sich auf den Standpunkt stellt, den die gesamte deutsche Luftfahrt einnimmt: Rückkehr zum Vertrag von Versailles, der bezüglich Luftfahrt



Die Eröffnung des Sommer-Luftverkehrs im Zentrals Flughafen Berlin, dem „Luftkreuz Europas“.

Presse-Photo

nichts als das Halten einer Militärflotte verbot.

Ein starker Nutzen für die Entwicklung des deutschen Luftverkehrs ist ferner die Einmütigkeit, in der sich das ganze Volk hinter die friedlichen Bestrebungen seiner Handelsluftfahrt stellt.

Die Reichstagsatzung vom 25. März war der letzte Beweis dafür. Die Redner aller Parteien waren sich einig in dem Gedanken der Pflege der Handelsluftfahrt als eines Volksgutes von hohem Kulturwert und als eines Mittels für den Wiederaufbau Deutschlands.

Mögen unsere Nachbarn mit ihren 600 Fliegerstaffeln und 8000 Kriegsflugzeugen uns auch unterstützen, daß wir mit unseren reinen Handelsflugzeugen die Hegemonie in der europäischen Luftfahrt erstreben, wir brauchen uns dadurch nicht irren machen zu lassen. Der von Deutschland beschrittene Weg ist der richtige. Unser Ziel bleibt im neuen Flugjahr die Erlangung der völligen Gleichberechtigung in der internationalen Handelsluftfahrt, deren Hauptförderer Deutschland seit Jahren ist. Auch für die Handelsluftfahrt gilt der Satz: „Freie Bahn dem Tüchtigen“.

Preis aus schreiben: Kritik am „Werk“

Näheres auf der letzten Seite dieser Nummer.



Die „Norge“ steuert aus dem Fjord heraus.

Der Flug zum Pol.

Von Hj. Riiser-Larsen.

Es war 8 Uhr 55 (alle Zeitangaben dieses Berichtes sind Greenwich mittlere Zeit) am 11. Mai 1926, als die „Norge“ langsam in die leuchtend klare Luft aufstieg. Unter uns lag das ganze herrliche, schneebedeckte Land, im Sonnenschein gebadet. Dort unten standen alle unsere Freunde und winkten uns zu, solange wir sie sehen konnten. Ihr fester Händedruck beim Abflug hatte eine gewisse Ängstlichkeit verraten. Wir waren nicht besorgt. Wir hatten nur ein Gefühl der Erlösung, eine unaussprechliche Freude, daß wir endlich fortgekommen waren. Wir dachten an das Jahr vorher, als wir mit unseren Flugzeugen auf gutes Wetter gewartet hatten, um damit nach Norden zu gehen. Damals konnten wir bestenfalls um den Nordpol Forschungen vornehmen. Unsere Mittel hatten uns nicht gestattet, Amundsens jahrelang angestrebtes Ziel, die Erforschung des Polarmeeres nördlich von Alaska, ins Auge zu fassen. Darum nannte Amundsen die Expedition von 1925 lediglich eine „Rekognoszierung“. Wie sehr Amundsen von dem Gedanken an seine Aufgabe erfüllt war, ergibt sich daraus, daß er schon damals, unmittelbar vor Beginn eines Wagnisses, dessen Endergebnis niemand voraussagen konnte, Pläne für diese Expedition machte, die nun beginnen sollte. Von Jahr zu Jahr hatte er sich bemüht, an dieses Ziel zu gelangen, hatte Enttäuschungen und Entbehrungen erlitten — jetzt endlich stand er frei und freudig vor uns und blickte nordwärts, während unter uns die Westküste von Spitzbergen dahinglitt. Jetzt waren wir nach Norden unterwegs, und nichts konnte uns mehr aufhalten.

Um 10 Uhr waren wir über der Magdalenen-Bay. 27 Minuten später hatten wir den nördlichsten Punkt der Amsterdams-Insel unter uns. Gleich darauf passierten wir den Eisrand, und vor uns lag im glitzernden Sonnenschein das

ganze schneebedeckte Eisfeld des Polarmeeres. Es war genau 10 Tage weniger als ein Jahr, daß wir das letztemal nach Norden geflogen waren.

Wir gingen im Anfang nur 200 m hoch und ließen die Steuer- und Backbordmotoren mit je 1200 Umdrehungen laufen. Dies sollte uns eine Luftgeschwindigkeit von 80 km per Stunde geben. Unter fortwährender Berechnung der Geschwindigkeit stiegen wir zu 530 m Höhe auf. In dieser Höhe war der Wind im Rücken des Schiffs und half uns vorwärts.

Gottwaldt nahm, so oft er dazu Gelegenheit hatte, Radio-Ortsbestimmung über Kings Bay. Um 14 Uhr erhielten wir von dort eine Ortsbestimmung, die uns zeigte, daß wir von dem berechneten Kurs ein wenig nach Osten abgewichen waren. Wie aus der Karte hervorgeht, nahmen wir daraufhin einen neuen Kurs.

Von 16 Uhr an wurde keine Abtrift mehr festgestellt, unser Bug war direkt nach dem Pol gerichtet. Um 18 Uhr 30 kamen wir in eine Windströmung, die uns ein wenig nach Steuerbord abtrieb, doch war es glücklicherweise Rückenwind, der unsere Geschwindigkeit vergrößerte. Um 18 Uhr 40 wurde der Steuerbordmotor abgestellt, da er eine Zeitlang wegen ungenügenden Benzinzuflusses ungleichmäßig gegangen war. Wir setzten die Fahrt mit dem Backbordmotor allein fort und gingen auf 55 km Schnelligkeit herab, bis wir den Steuerbordmotor wieder in Gang gesetzt hatten. Wie wunderbar erhöhte es unser Gefühl der Sicherheit, daß wir an Bord eines Luftschiffes und nicht in einem Flugzeug waren. Versagten die Motoren, so mußten wir deswegen noch keineswegs landen. Der Fehler in der Benzinzuführung des Steuerbordmotors wurde rasch repariert. In eines der Rohre war etwas Wasser gekommen und war zu Eis gefroren.

Um 19 Uhr 30 bewölkte es sich. Bis dahin hatten wir hellsten Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel und konnten die ganze Zeit nach dem Sonnenkompaß steuern. Um 22 Uhr 25 war der Nebel vor uns so dicht wie eine Mauer. Wir stiegen auf 1000 m und fuhren in das Nebelmeer hinein.

Durch Risse in der Wolkendecke hatten wir von Zeit zu Zeit Gelegenheit, Abstrift und Geschwindigkeit zu messen. Ein leichter Wind wehte von vorne gegen den Bug. Es war sehr günstig, daß er direkt gegen die Spitze des Luftschiffes gerichtet war, weil wir dadurch unter Benutzung des Sonnenkompasses keine Schwierigkeit hatten, uns direkt, mit dem Kurs auf den Nordpol, auf dem Meridian zu halten. Während des ganzen Fluges bis zum höchsten Norden hatte der Sonnenkompaß sich infolge der geringen magnetischen Abweichung gut bewährt. Jetzt kamen wir allerdings in Gegenden, wo er seinen Wert sehr schnell verlor.

Um 1 Uhr in der Nacht vor dem 12. Mai klärte es sich unter uns schnell auf. Unsere Freude war unbeschreiblich. Es wäre eine schwere Enttäuschung für uns gewesen, hätten wir den „höchsten Punkt“ der Erde nicht sehen können. Nachdem wir unsere Geschwindigkeitsmessungen sorgfältig korrigiert hatten, mußten wir uns um 1 Uhr 30 direkt über dem Pol befinden. Ich berechnete daher um 1 Uhr, welche Höhe die Sonne in dem Zeitpunkt, in dem wir an dem Pol ankamen, auf dem Sextanten haben mußte. Der Sextant wurde auf diese Höhe eingestellt, und ich begann die Höhe der Sonne aufzunehmen, die sich ihrem Bilde auf dem Sextanten unablässig näherte.

Um 1 Uhr 15 kniete ich nieder und machte fortwährende Messungen durch eine der Luken, deren Bedeckung entfernt worden war. Als der Widerschein der Sonne und die Blase auf dem künstlichen Horizont hübsch Seite an Seite lagen und den Faden scharf berührten, kündigte ich an: „Jetzt sind wir da!“ Es war 1 Uhr 25. Unter uns lag in Sonnenschein gebadet das vereiste Polarmeer.

Wir maßigten unsere Geschwindigkeit und gingen bis auf 200 m hinunter. Während wir unbedeckten Hauptes standen, wurde eine Flagge nach der anderen hinabgesenkt. Dank der besonders geschickten Art, in der die Flaggen an ihren Stangen befestigt worden waren, glitten sie prachtvoll mit der genügenden Geschwindigkeit, um die Stahlspitzen der Stangen sich in Schnee und Eis einbohren zu lassen, auf das Eis nieder. Die drei Flaggen wehten fröhlich im Winde. Als die Zeremonie vorüber war, drückte jeder von uns zunächst Almudsens und dann selbstverständlich auch Wistings Hand. Da standen die einzigen beiden Männer, die die Flagge ihres Landes auf beiden Polen der Erde aufgepflanzt hatten, und es waren Norweger.

Wir umkreisten in einer kurzen Rundfahrt das Gebiet des Pols. Dann richteten wir den Kurs so weit nach links, als es der Unterschied zwischen dem Meridian von Kings Bay und dem von Point Barrow erforderte, und setzten die Motoren wieder in schnellen Gang.

Jetzt begann unsere besondere Aufgabe, die endlose Strecke vom Pol nach Alaska zu erforschen. Sie ist gar nicht so endlos, aber ich erinnere mich, daß sie mir sehr lang erschien, als ich die Karte betrachtete.

Leider hatten wir auch vor dem Abflug von Spitzbergen nicht unser volles Maß an Schlaf bekommen. Ich meinstenils hatte in der Nacht vor der Abfahrt nur drei Stunden geschlafen. Es war auch sehr ermüdend für uns, daß die Unterbringung an Bord so überaus unbequem war. Der Raum war so klein, daß wir keinen Schritt in irgendeiner Richtung gehen konnten. Daß es unmöglich war, sich in der Gondel niederzuliegen, fiel nicht so sehr ins Gewicht, da wir infolge des Mangels einer Ablösung von unseren Posten schließlich so müde wurden, daß wir im Stehen schlafen konnten.

Auch die Mahlzeiten waren nicht sehr erfreulich. Ein Kochapparat am Auspuff, den wir in England geborgt hatten und der mit großem Erfolg auf dem prächtigen Flug des „R 34“ von und nach Amerika benutzt worden war, war leider nicht aufmontiert worden. Unsere einzige Zuflucht war daher der Kaffee und Tee in den Thermosflaschen, und diese waren bereits ziemlich kalt geworden. Die Sandwiches waren eisfalt und so hart wie Holz. Die Fleischlöße bestanden überhaupt nur aus Eiskristallen. Ich wenigstens taute sie in meinen Hosentaschen auf.

Um 10 Uhr 45 mußte der Bordmotor infolge Bruches einer Ventilsfeder abgestellt werden. Während die Mechaniker eine neue Feder einsetzten, wurde der Steuerbordmotor angelassen.

Wir befanden uns fortgesetzt über Nebel. Die alte Theorie, daß sich der Nebel dort oben in dem Polarmeer so früh im Sommer niemals über ein weites Gebiet erstreckt, erhielt einen vernichtenden Stoß.

Aber die Durchblicke direkt unter uns und seitwärts ermöglichten es uns wenigstens, festzustellen, daß sich nur Meer unter uns befand.

Nach einiger Zeit wurde es wieder vollständig wolkig, und wir konnten nur nach dem magnetischen Kompaß steuern. Der Nebel unter uns reichte in höhere Regionen, und wir mußten unausgesetzt steigen, um uns über ihm zu halten. Dabei kam das Wolkendach über uns stetig tiefer herunter. Ich hatte um diese Zeit auch die Wache als Pilot und bemühte mich, über die Wolkenschicht zu gelangen, als ich entdeckte, daß sie sich nicht weit vor uns mit dem Nebel unter uns vereinigte.



Der Flugweg.

Da wir in 1100 m Höhe waren und noch weit zu fliegen hatten, mußte ich diesen Versuch aufgeben. Wir hätten tatsächlich nicht höher steigen können, ohne Gas abzulassen. Bekanntlich dehnt sich das Gas aus, wenn der Luftdruck in größerer Höhe abnimmt. Wir wollten aber begreiflicherweise kein Gas ablassen, bevor es nicht unbedingt notwendig wurde. Bei Eisbildung auf dem Schiff war jedes Kubikmeter Gas, das wir besaßen, von höchster Wichtigkeit.

So gingen wir denn wieder durch einzelne Risse im Nebel abwärts. Es gab dauernd solche Risse, und wir konnten durch sie das Eis unter uns sehen. Nobile hatte jetzt die Wache, und wir beschlossen, ziemlich niedrig zu fliegen, da der Nebel möglicherweise nicht ganz auf dem Eise lag. Der Abstieg ging ganz langsam vor sich, um die Ballonette nur allmählich zu füllen.

Während wir dieses Manöver ausführten, bemerkten wir, daß sich auf den vorstehenden Metallteilen, an dem Seilwerk und an den Seiten der Gondel Eis zu bilden begann. Das hatten wir befürchtet, und es bestärkte uns in unserem Entschluß, sobald die Umstände es gestatten würden, tiefer unten nach klarem Wetter auszuschaun. Einen Augenblick lang schien es vielversprechend. Im weiteren Verlauf aber fanden wir, daß die Wolken tatsächlich nicht ganz auf das Eis niederreichten, daß es aber statt dessen tiefer unten ziemlich stark schneite. Die Eisbildung auf dem Schiff nahm zu. Nach einer Besprechung mit Malmgren entschlossen wir uns, wieder zu steigen. Malmgren öffnete eine der Luken und nahm unausgesetzt Temperatur- und Windmessungen vor.

Ich kann nicht leugnen, daß wir die Lage für ziemlich ernst hielten. Es hätte allerdings noch schlimmer sein können. Die Eisbildung ließ ein wenig nach, ohne aber gänzlich aufzuhören. Unser Versuch, über die Wolkenschicht zu gelangen, scheiterte: sie reichte zu hoch hinauf. So bemühten wir uns wieder in eine Tiefe zu kommen, in der die Eisbildung so schwach als möglich war.

Der Sonnenkompaß fror zu einem festen Eisblock von phantastischer Form ein und wurde unbrauchbar. Die vorstehenden Metallteile der Motorgondeln bedeckten sich mit Eis. An den Drahtseiltakeln setzten sich Raubreiskristalle fest. Das Segeltuch über der Führergondel und über der ganzen Bugkonstruktion des Schiffes war gleichfalls mit Raubreis bedeckt, während der Stoff des Ballonüberzuges selbst, der mit Gummilösung imprägniert war, eisfrei blieb. Daraus ergibt sich, daß die Möglichkeit der Eisbildung im direkten Verhältnis zu der wärmeleitenden Eigenschaft des betreffenden Gegenstandes steht. Auf Metall bildet sich reines Eis, auf Seilen und gewöhnlicher Leinwand Raubreis, während mit Gummi imprägnierte Leinwand frei bleibt.

Jetzt begannen unsere ernstlichen Schwierigkeiten. Da die herabhängenden Seile unter der Bewegung des Schiffes vorwärts und rückwärts schleuderten, fielen Eisstücke von ihnen ab und herunter. Manchmal gerieten solche Eisstücke, die in der Nähe der Schrauben an den Seitengondeln abfielen, und andere Eisstücke, die von den Gondeln selbst abbrachen, zwischen die Schraubenflügel und wurden so zu kleinen, wie von einem Maschinengewehr mit großer Kraft hinausgeschossenen Projektilen. Einige wurden durch die Leinwand in den Kielraum geschleudert, und andere rissen Löcher in den Boden der Ballonette. Wenn diese Projektil die Leinwand durchdrangen, klang es jedesmal wie ein scharfer Schuß. Es war außerordentlich verwirrend. Unsere tüchtigen Mechaniker waren unter der ausgezeichneten Leistung von Cecioni unausgesetzt damit beschäftigt, diese Löcher mit Flickern zu verkleben. Lange Zeit mußten wir die Geschwindigkeit mäßigen, um die Durchschlagskraft dieser Projektil zu vermindern. Es war gut, daß die Ballonhülle in der Nähe der Schrauben verstärkt war. Zunächst konnten

die Projektil sie nicht durchdringen, aber wir konnten nicht wissen, wie lange sie es aushalten würde.

Einmal bekamen wir einen so großen Riß in der Besspannung, daß wir während der Reparatur unsere Geschwindigkeit auf das geringste noch eine Steuerung gestattende Maß vermindern mußten. Wir kamen dabei zufällig sehr niedrig über das Eis und fanden, daß die Wolken weiter vorn nicht ganz so tief lagen. Während die Reparatur im Gange war, betrachteten wir das Eis unter uns, aber nicht mehr mit einem platonischen Interesse. Wir besprachen die mögliche Beschaffenheit des Eises, falls es notwendig wäre, auf dem Eise zu landen und unsere Reise zu Fuß fortzusetzen, wenn etwa das Schiff durch die Eisbildungen so schwer belastet würde, daß wir auf die Eisfläche gedrückt werden sollten. Es wäre eine lange Fußwanderung geworden, und das Eis sah sehr schlimm aus. Wir hätten nicht sehr schnell darauf vorwärts kommen können.

Nach einiger Zeit glitten wir wieder vorwärts und stellten zu unserer größten Freude fest, daß wir uns in 100 oder 150 m Höhe von dem Wolkenvorhang entfernt halten konnten.

Vor uns wurde es nach und nach lichter, und unsere Stimmung wurde wieder besser. Hin und wieder brach sogar die Sonne durch und gestattete gleich nach 3 Uhr 20, am 13. Mai, zu welcher Zeit die errechnete Position auf der Karte eingetragen ist, eine Ortsbestimmung, die ergab, daß wir tatsächlich nicht so weit nach Osten abgetrieben waren, als wir vermuteten.

Um die anderen nicht nervös zu machen, berechnete ich, wann wir bei größter und wann wir bei der geringsten Geschwindigkeit Land in Sicht bekommen konnten. Danach konnten wir frühestens um 6 Uhr und spätestens um 8 Uhr Land sehen.

Es war gerade 6 Uhr 30, als einige dunkle Stellen an Backbord in gerader Richtung vor uns Form anzunehmen begannen. Zunächst aber wagte ich noch nichts zu sagen, um niemanden zu enttäuschen, denn „Land in Sicht“ bedeutete für uns jetzt alles.

Die Punkte erweiterten sich allmählich zu schmalen Streifen mit Einschnitten. Um 6 Uhr 45 war ich meiner Sache sicher und verkündete: „Land an Backbord in Sicht!“ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde von Gondel zu Gondel. Auf jedem Gesicht erschien ein Lächeln, und eifrig startete jeder nach dem dunklen Ding vor uns, das immer größer wurde. Nobile zog seine Flasche Eierkognak heraus und gab mir einen Schluck, dessen Geschmack ich heute noch spüre.

Wir wendeten uns etwas mehr östlich, um schneller an Land zu gelangen, aber es dauerte noch einige Zeit, da der Wind ziemlich frisch aus Osten wehte.

Um 7 Uhr 25, 46 Stunden und 20 Minuten, nachdem wir in Kings Bay aufgestiegen waren, flogen wir wieder über Land, und das Polarmeer war zum erstenmal überflogen worden.

Wo aber waren wir? Spezialkarten waren wohl zur Stelle, doch war es unmöglich, den Lauf der Küstenlinie zu verfolgen. Ihr Umriss ist außerordentlich flach, und das Meer ist unmittelbar am Ufer auf eine weite Strecke hinaus so flach, daß es gänzlich unmöglich war, festzustellen, wie die Küstenlinie verlief. Die dunklen Punkte, die wir zuerst erblickt hatten, waren ein paar Steinhäufen, und hinter diesen dehnte sich schneebedeckt und flach das Land, soweit wir in der dunstigen Luft sehen konnten.

Es war nichts anderes zu machen, als der Küstenlinie zu folgen, bis wir einen einigermaßen größeren bewohnten Ort erreichen würden, wo wir Hilfe erwarten konnten. Amundsen beobachtete die Küste mit gespannter Aufmerksamkeit, bis wir nach Wainwright kamen, das er sofort erkannte. Zurückgehend konnten wir feststellen, daß wir, wie wir uns ge-

dacht hatten, die Küste etwas westlich von Point Barrow überflogen hatten. Wir waren in Point Barrow gesichtet worden, und man bestätigte später von dort aus unsere Feststellung.

Ich hatte etwas Ruhe für mich erhofft, da wir nun die Alaska-Küste erreicht und bestimmt hatten, wo wir uns befanden. Bei klarem Wetter wäre unser weiterer Flug eine sehr einfache Sache gewesen. Aber leider wurde der Nebel immer dichter, und wie es sich später herausstellte, sollte die Navigation auf dieser letzten Strecke viel schwerer werden, als es die Navigation über dem Polarmeer war.

Wenn wir nur noch Kaffee gehabt hätten! Längst war der letzte kalte Tropfen getrunken. Es gab nichts mehr, um uns neu zu beleben. Das einzige, was mich aufrecht erhielt, war die Schmirigkeit, den weiteren Weg zu finden.

Als wir uns Kap Lisburne näherten, lag der Nebel so tief, daß der Flug einigermaßen bedenklich zu werden begann. Wir gingen ganz tief, so tief, daß Wisting am Hauptsteuer die größte Geschicklichkeit aufwenden mußte, um das Schiff von dem Eise unter uns fernzuhalten. Horgen stand, ebenso wachsam wie er, am Seitenruder, um dem Land nicht zu nahe, aber auch nicht zu weit davon abzukommen und es aus dem Auge zu verlieren. Im Rücken blies der Sturm, so daß wir mit großer Geschwindigkeit vorwärts kamen, was die Gefahr natürlich noch erhöhte. Als Pilot vom Dienst wagte ich es nicht, in dieser geringen Höhe weiterzufahren. Auf die Gefahr hin, außer Sicht des Landes zu kommen, ließ es in den Nebel aufsteigen; es gab keine andere Möglichkeit. Wir gingen hoch und kamen über der Wolkenschicht in hellen Sonnenschein. An allen

Seiten ein endloser Wolkenvorhang. Wir waren jetzt in der Nähe der Gebirge, aber kein einziger Berggipfel ragte über die Wolken. Durch einen Riß in den Wolken konnten wir bald feststellen, daß wir uns über Land befanden. Es war vollständig unmöglich, die kleinen Stückchen der Bergabhänge unter uns, die wir gelegentlich sahen, für die Ortsbestimmung zu verwerten. Nur so viel ergab sich als sicher, daß wir sehr lebhaften nordwestlichen Wind hatten. Wir wendeten darum nach Westen, um wieder über die Beringsstraße zu kommen.

Die Wolkendecke wollte nicht enden. Gegen 16 Uhr war es uns klar, daß wir so nicht weiterfliegen konnten, aber

ohne weitere Überlegung durch den Nebel herabzugehen, ohne zu wissen, wo wir waren, wäre ein Wahnsinn gewesen. Es war ebenso gut möglich, daß wir uns über dem Meere befanden und daher nichts riskierten, wenn wir vorsichtig niedergingen, als über Land, das hieß hier über Bergen von mehr als 1000 m Höhe. Daß Wolken wie dicke Wolle in die Risse des Bergwalls hineingestopft waren, hatten wir beobachtet, bevor wir zum letztenmal über die Wolken aufgestiegen waren. Was geschehen würde, wenn wir bei solchem Wetter an eine Bergmauer angerannt wären, war ohne weiteres klar.

Während des Fluges durch den Nebel begann neuerdings Eisbildung am Schiff. Wieder flogen Eisprojekte gegen die Hülle. Und dann kam Nobils plötzlich mit der aufregenden Mitteilung, daß alles Material zum Flicken der Löcher aufgebraucht sei, und daß das Schiff in einer solchen Verfassung sei, daß wir unter allen Umständen, wo immer es wäre, schleunigst das nächste Land erreichen müßten.

Die Lage war bedenklich. Wir befanden uns jetzt nicht mehr über Eis, sondern über offenem Meer, dessen Wellenschlag bei steifer Brise allmählich zunahm, je weiter wir uns von dem Eisrand entfernten. Waren wir schon so weit südlich über eisfreiem Meer? Noch immer wurden hin und wieder Eisstücke gegen die Hülle geschleudert. Jeden Augenblick konnten wir gezwungen sein, niederzugehen, und nur auf dem Eise bot sich uns dann die Möglichkeit, unser Leben zu retten. So war die Stimmung an Bord keineswegs sehr vergnügt. Die Zeit verging. Nicht das geringste Anzeichen von Land. Manchmal hingen die Wolken so tief, daß wir überhaupt nichts mehr sehen konnten.

Nobils Hund „Titina“ mußte die schwierige Lage irgendwie fühlen, denn er lief mit eingeklemmtem Schwanz heulend und jaulend in der Gondel herum.

Stunde um Stunde verging so, und dann geschah endlich, was auch vor Point Barrow geschehen war: etwas Dunkles erschien, das so aussah wie Land. Was war es? Waren wir im Norton-Sund südlich von Nome oder an der Nordseite des Rozebue-Sunds? Die flache Küstenlinie ist unter einer Schneedecke verborgen, man kann nach beiden Seiten hin nur einige hundert Meter weit sehen. Nun sind wir über Land. Wir flogen so niedrig, daß wir das Antennengewicht beim Aufstreifen auf dem Grunde verlieren. Da



Amundsen (sitzend) hält Ausschau auf das unbekannte Gebiet.

sehen wir in der Entfernung eine Hütte und Eskimos. So tief wie möglich und mit der geringsten Geschwindigkeit steuern wir hinüber und rufen die Eskimos an, aber sie verstehen uns nicht. Noch keine Möglichkeit zu landen!

Um 1 Uhr 30 hört Gottwaldt die Nome-Radiostation ihre Signale geben, und es gelingt ihm, damit einige Ortsbestimmungen zu machen. Wir erblicken einen Fluß, der von Osten nach Westen fließt, und an seinen zahlreichen charakteristischen Windungen erkennen wir den Serpentinfluß. So können wir unsere Lage genau feststellen. Das war um 1 Uhr 55.

Es ist höchste Zeit, den Flug zu beenden, die Grenzen des Möglichen, ohne Raft und Schlaf zu arbeiten, sind überschritten.

Wir sind unmittelbar an der Küste, welche hier in der Richtung Nordost nach Südwest verläuft. Der Sturm tobt von Nordwesten, und wir haben bis zu 70 Grad Abtrieb. Mit dem Bug so gut wie direkt gegen den Wind, gleiten wir seitlich längs der Küste dahin. Der rückwärtige und der Backbordmotor sind mit ungefähr 80 km Luftgeschwindigkeit im Gang. Wenn die Windstöße besonders stark werden, steht das Schiff oft vollkommen still. Hinter uns, auf der Leeseite, sehen wir Berge hoch in die Wolken ragen.

In dieser kritischen Lage beginnt der Backbord-Seitenmotor, der sich überhaupt ziemlich unzuverlässig benommen hatte, ungleichmäßig zu laufen. Wäre er stehengeblieben, so hätten wir, nur mit einem Motor im Gang, nach den Bergen auf der Leeseite abtreiben müssen. Ich hätte dann möglicherweise nichts anderes mehr tun können, als das Schiff auf jede Gefahr hin so schnell als möglich durch die Wolken gehen zu lassen, um von den Bergen wegzukommen. Noch einmal aufsteigen war aber das Letzte, was ich zu tun wünschte. Wir hatten schon reichlich genug Schwierigkeiten, um herauszufinden, wo wir uns befanden. Ich gebe daher Befehl, nach dem Steuerbordmotor zu telephonieren, um ihn in Gang zu setzen. Aber er geht nicht. Der Backbord-Seitenmotor geht so schlecht, daß ich den rückwärtigen Motor auf seine vollen 1400 Umdrehungen bringen muß, um überhaupt vorwärts zu kommen. Es ist undenkbar,

längere Zeit so zu fahren. Die Zeit vergeht, und der Steuerbordmotor bleibt unbeweglich. Ich habe Cecioni später gefragt, was die Ursache war, und er konnte mir nur sagen, daß er zwar die Glocke gehört und den Anzeiger auf der Scheibe sich habe bewegen sehen, aber nicht mehr imstande war, die Bedeutung des Signals zu verstehen. Er konnte einfach nicht mehr. Alle waren vollständig erschöpft. Kein Wunder! Sie hatten alle wie Heroen mit Aufwand aller Kräfte gearbeitet. Auch die ungeheuerste Anspannung gibt schließlich nach. Auch ich war so müde, daß ich begann, Visionen zu sehen.

Endlich um 3 Uhr 30 erholt sich der Backbordmotor. Wir umfahren das Kap Prince of Wales. Meine Arbeit als Navigator ist zu Ende. Nobile übernimmt die Führung. Ich raffe mich zusammen und entwerfe noch schnell Instruktionen für die Landungshilfsmannschaft in Nome. Sie sollen in einem Depeschenbeutel abgeworfen werden. Die Schlafsäcke werden aufgerollt, die Anker zur Landung fertig gemacht.

Als wir über Teller waren, meldete ich Amundsen: „Hier muß ein ausgezeichnete Landungsplatz sein. Es gibt reichlich Hilfe, ich sehe eine Menge Kavallerie unten am Ufer.“ Und ich glaubte tatsächlich ganz deutlich Uniformen und Pferde zu sehen. Amundsen nahm das Glas und schüttelte lächelnd den Kopf. Auch ich nahm es, mußte mir aber die Augen reiben, bevor ich einsah, daß es nur unregelmäßige braune Streifen im Sande waren. Hätte der Wind nicht plötzlich nachgelassen, so wäre unsere Landung vermutlich eine Tragödie geworden. So ging aber alles gut. Als die Leute, die sich angesammelt hatten, nach dem Ankerseil griffen, rief ich einige Anordnungen in norwegischer Sprache hinunter und hörte nicht eher auf, als bis Amundsen bemerkte: „Hier mußt du englisch sprechen.“ Und dann dämmerte es mir plötzlich auf, daß wir uns nach einigen wenigen Stunden gefahrvollen, aber raschen Fluges plötzlich auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs befanden.

(Text und Bilder entstammen mit freundlicher Genehmigung des Verlages Grethlein & Co. dem soeben erschienenen Werk: Amundsen-Ellsworth. Der erste Flug über das Polarmeer. Leider zwang Platzmangel zu verschiedenen Kürzungen.)



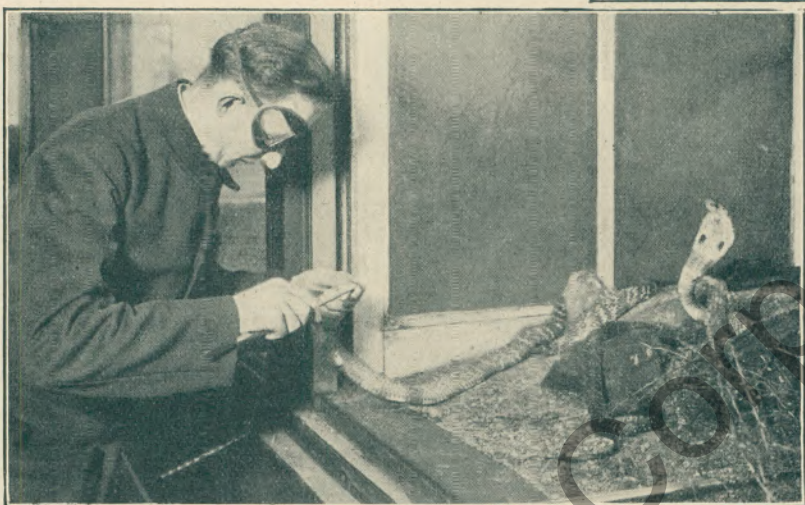
Der Nordpol mit den drei Flaggen.

Hinter den Kulissen eines Aquariums.

Die Besucher eines Aquariums können sich in den seltensten Fällen vorstellen, welche außerordentliche Mühe die Pflege und die Unterhaltung der Tiere verursachen. Hinter den Kulissen, also hinter den theaternäßig beleuchteten Schaukästen des Instituts, wird beständig von den Zoologen und ihrem Hilfspersonal eine intensive wissenschaftliche und pflegerische Arbeit geleistet, eine Tätigkeit, die häufig erhebliche Gefahren mit sich bringt. Einzelne Bewohner des Aquariums, so vor allem die Giftschlangen, können recht unangenehm werden, wenn man sie in ihrer Ruhe stört.



Ein Heinschmecker.



Oben:
Heiße Hautpflege.

Links:
Sonntagswäsche.

Rechts:
Glatterhafte Gefellen.

Unten:
Gefährlicher Stubendienst bei Frau Boa constrictor.

(Photos Wolter)



Der Wunderpastor

Anekdoten von Bernhart Kiehse

Mit fünf Scherenschnitten von Hans Bilz.



u einer Zeit, als die Meinungen über die bösen und guten Geister noch heftig im Kampfe lagen, lebte in einem stillen Winkel des Westfalenlandes ein Pastor, der diesen Streit für seine Person entschieden hatte. Er hatte den Blick für das Wesen der Menschen und Dinge und sah, daß die beiden in inniger Wechselwirkung standen. Er erkannte, daß er die Seelenreparatur, wenn sie von Dauer sein sollte, nicht nur am Sonntag vornehmen müsse, sondern auch an jedem Werkeltag. Der Bauer, der die Woche durch heidenmässige Sorgen auf seinem Hofe hatte, weil er bei aller Arbeit nicht auf seine Rechnung kam, konnte am Sonntag mit dem reinen Hemd nicht auch den rechten Christenmenschen anlegen. Und wer in der Woche mit seinem Nachbar wegen eines Wegerechtes sich herumraufte, oder wem zur Erntezeit das Gesinde vom Hofe lief, der war nicht am Sonntag von Nächstenliebe und Friedfertigkeit erfüllt, wenn er am

Montag wieder der gleiche wie am Samstag vorher war. So ging der Pastor in die Höfe und schaute nach Weib und Kindern, nach Knechten und Mägden und prüfte alle auf Herz und Nieren bei ihren Verrichtungen. Er ging in die Ställe und Milchammern und beobachtete die Anlage des Misthaufens. Wenn dann einer zu ihm kam und ihm sein Leid klagte, wußte er von jedem, wo ihn der Schuh drückte. Aber er kannte seine Bauern. Einen guten Rat oder eine heilsame Ermahnung hätten sie in den Wind geschlagen. Er erreichte sein Ziel mit anderen Mitteln. Und damit hatte er solchen Erfolg, daß in seiner Gemeinde bald Ordnung, Harmonie und Wohlstand herrschten. Und am Sonntag hatte er nicht nur reine Hemden in seiner Kirche, sondern wahre Christenmenschen.

Einer solchen Gestalt bemächtigt sich bald die Legende, und viele Anekdoten über den „Wunderpastor“, die heute noch im Volke im Umlauf sind, mögen durch die lustig wuchernde Volksphantasie eine Ausschmückung erfahren haben, die von dem Kern nicht viel mehr erkennen läßt. Ich möchte daher hier einige Anekdoten in einer Form anführen, die dem ursprünglichen Faktum, das zweifellos allen diesen Anekdoten zugrunde liegt, wohl nahekommen dürfte, und die uns zeigen, wie unser Pastor auf seine Art die suggestive Methode anwendete.

Der Palmzweig.



seit dem Tode des jungen Bauern ging es mit dem Schulenhof reißend bergab. Die Ernte gab nur halben Ertrag, und die Fohlenwirtschaft, die der Stolz des Schulenhofes gewesen war, brachte nur kümmerliche Aufzucht. Die junge Bäuerin ließ den Oberknecht schalten und betete den Rosenkranz. Aber das Geld für die Zinsen brachte sie nicht rechtzeitig zusammen. Weinend klagte sie dem Pastor ihr Leid. Der gab ihr einen geweihten Palmzweig und trug ihr auf, den Zweig jeden Abend als letzte und jeden Morgen als erste, ohne ein Wort zu sprechen, durch den ganzen Hof zu tragen. Dann würde der Segen wiederkehren. Die Bäuerin befolgte den Rat. Nach dem Nachtgebet ging sie durch alle Räume des Hauses. Die Schlafkammern der Knechte und Mägde waren leer. Am Morgen fand sie das Gesinde schlafend im Bett. Sie ging durch die Ställe und sah, daß die Tiere zur Nacht auf

schlechter Streu lagen, und in der Frühe standen sie ungemolken vor leeren Trögen. Sie ging zu den Scheunen und fand das Getreide, das am Tage hereingekommen war, noch auf den Wagen ungedeckt im Hofe stehen. Sie ging in die Milchammer, wo das Geschirr noch ungewaschen stand. Im Fohlenstall lag kein Tier an seinem Plage, und die Stalltür stand bei der kalten Nachtlust weit offen.

Sie sah das alles. Aber sie sprach zu niemandem ein Wort. Stumm trug sie den Palmzweig durch den ganzen Hof, am Abend als letzte, am Morgen als erste. Am dritten Abend lag in der Gesindekammer jeder an seinem Plage und schlief. Die Streu im Stalle war ordentlich gestreut. Die Wagen standen in Reihen leer im Hof. Das Getreide lag in Ordnung geschichtet in den Scheunen. Am Morgen hatten die Tiere ihr Futter, und die Mägde waren beim Melken. In der Milchammer blühte das Geschirr, und die Fohlenknechte waren im Stall bei ihrer Arbeit.

Der Palmzweig brachte die Augen der Herrin überallhin im ganzen Hof. Und die Augen der Herrin führten das Gesinde zu ihrer Pflicht, zu gewissenhafter Arbeit zurück. So brachte der Palmzweig wirklich den Segen wieder in den Schulenhof.

Der Alp.



unters Bett stelle. „So, wie ich sie von den Füßen streife, wenn ich ins Bett steige“, lautete die Antwort. — Also

ine Bauerin magd klagte, daß sie jede Nacht von einem Alp geritten würde. Kein Gebet und kein Weihwasser habe dagegen geholfen. Sie sei jeden Morgen wie zerschlagen. Und wenn ihr der Herr Pastor nicht davon helfen könnte, so möchte sie lieber sterben. Der Pastor sah sich das gesunde, vollblütige junge Ding an und machte sich seinen Vers über den Alp. Er fragte, wie sie ihre Schuhe

mit den Fußspitzen unters Bett? Da wäre es kein Wunder, daß der Alp käme. Ein Alp habe nur Macht über einen Menschen, wenn er in dessen Pantoffeln hineinschlüpfen könne. Und sie gäbe ihm ja die beste Gelegenheit dazu, wenn sie ihre Pantoffeln schön bequem zum Hineinschlüpfen mit den Absätzen nach außen vors Bett stelle. Um vor dem Alp ganz sicher zu sein, solle sie jeden Abend ein großes Schaff Wasser vors Bett stellen. Darin solle sie sich setzen mit den Pantoffeln an den Füßen und ein Vaterunser lang drin sitzen bleiben. Dann solle sie die Pantoffeln mit den Fußspitzen nach der Kammer stehen lassen und rückwärts ins Bett steigen. Über das Wasser würde der Alp nie hinüberkommen. —

Die Magd befolgte den Rat. Der Alp kam nie wieder.

Die Mutter Gottes im Kuhstall.



keit schien man im „langen Kamp“ nicht zu kennen. Der Pastor versprach Hilfe. Eine geweihte Muttergottesstatue würde mit der Hege schon fertig werden. Aber zuvor müsse der Stall gereinigt und gefälkt werden, damit er ein würdiger

im Kuhstall vom „langen Kamp“ war das Unglück zu Gast. Kein Jahr verging, in dem nicht ein paar Tiere umstanden. Daß hier eine Hege ihr Wesen trieb, war sonnenklar. Man ging zum Pastor, damit er den Hegenbann breche. Der Pastor sah sich den Stall an. Es war ein Jammer, wie die Tiere im nassen Schmutz standen. Der Abfluß hatte kein Gefälle. Und das Wort Sauber-

Aufenthalt für die Mutter Gottes würde. Er sprach mit den Handwerkern, die den Stall ordnungsgemäß aufpflasterten und für den rechten Abfluß sorgten. In den sauberen Stall stellte er eine Muttergottesstatue in eine Nische, die er vom Maurer hatte herstellen lassen. Nachdem die feierliche Zeremonie, der die ganze Familie in Sonntagskleidern beigewohnt hatte, vorüber war, wandte er sich an den Bauern: „Die Mutter Gottes hält dir die Hege vom Stall. Aber merke dir: wenn nur ein Schmutzspritzer auf dem weißen Kleid der Mutter Gottes trocken wird, dann ist der Segen vorbei und die Hege kommt wieder. —

Alle im „langen Kamp“ waren eifrig bedacht, daß das weiße Kleid der Maria, und damit auch der Stall, sauber blieb. Bald kam man dahinter, daß die Gefahr um so geringer war, je trockener die Röhre standen. Die Mutter Gottes freute sich über die Sauberkeit, und der Segen blieb im Stalle wirksam.

Das Jordanwasser.



und blieb ihm keine Antwort schuldig. Die Worte flogen wie giftige Pfeile hin und her. Bis die Frau blaue Flecken

in junger Bauer war der beste Kerl von der Welt, wenn er nicht gerade seinen Jähzorn hatte. Und den hatte er sehr häufig. Wenn ihn in der Wirtschaft oder beim Handel irgend etwas geärgert hatte, ließ er seinen Zorn daheim aus. Dann konnte ihm seine Frau nichts recht machen. Da sie ein fleißiges Mundwerk hatte, ließ sie das ihr widerfahrende Unrecht nicht auf sich sitzen

hatte und das Geschirr am Boden lag. Dann ging der Bauer ins Wirtshaus und holte sich einen Rausch.

Der Pastor sollte helfen. Und da er seine Margret kannte, wußte er Rat. Er holte ein Gläschen „Jordanwasser“, das er vorher aus seinem Brunnen geschöpft hatte, hervor und gab der Frau auf, wenn der Bauer mit einem „dummen Kopf“ nach Hause käme, solle sie heimlich ein Schlückchen Jordanwasser in den Mund nehmen. Dann würde der Zornausbruch des Bauern bald verschwinden. Aber sie dürfe das heilige Wasser nicht eher hinunterschlucken, bis der Bauer „ausgeraucht“ habe. So geschah es. Der Bauer hörte kein Widerwort der Frau mehr, da das Wasser im Munde sie stumm machte. Der Jähzorn des Bauern fand keinen Widerpart, der Holz ins Strohfeuer wart, und erlosch im Handumdrehen. Und die Friedenstaube blieb fortan unterm Dach.

Leuchtgas aus Abwässern.

In Waghmannsdorf bei Groß-Bietzen ist augenblicklich eines der merkwürdigsten städtischen Gaswerke im Bau, das in seiner Art eine technische Sensation darstellt; und zwar wird ihr Gas nicht aus Steinkohlen, sondern einfach aus den Abwässern Groß-Berlins gewonnen. Bisher hatte man die Abwässer der großen Städte auf die weit außerhalb der Wohnzentren gelegenen Rieselfelder geleitet und dadurch aus meist wenig brauchbarer Erde allerbestes Gelände für Ackerbau sowie riesige Obst- und Gemüseplantagen gewonnen. Technisch geht die Umwandlung der Abwässer in Leuchtgas etwa in folgender Art vor sich: Die Abwässer werden von den in den verschiedenen Stadtteilen befindlichen Pumpwerken

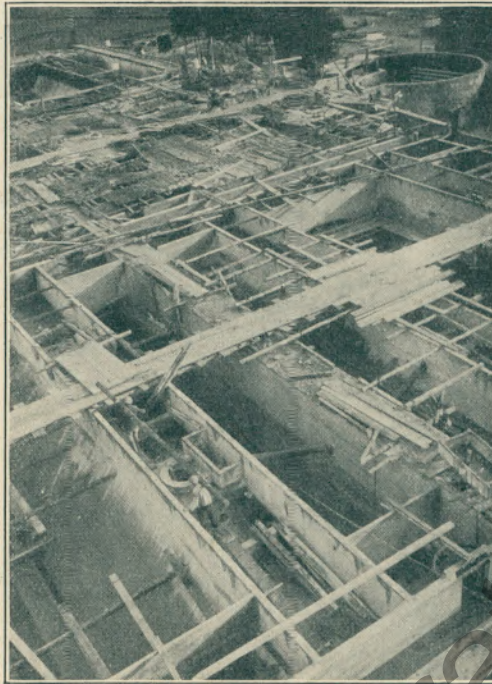


Photo Wolter
Gesamtansicht des „Gas“werks.

Rieselfelder oder Gasfabrik?

in wenigen zentralen Druckrohren vereinigt. Die Druckrohre führen in große Vorkläranlagen. Hier werden zunächst rund 80 v. H. des vorhandenen Schlammes als Käkalienschlamm abgesondert, während die restlichen 20 v. H. der Flüssigkeit auf die Rieselfelder gepumpt werden. Der festere Käkalienschlamm wird nun in riesige, 12 Meter tiefe Behälter gepumpt, von denen jeder die Menge einiger Tage aufzunehmen vermag. Bei dem nunmehr ein Vierteljahr lang dauernden Gärnisvorgang der in dem riesigen Brunnen befindlichen Masse entstehen Sumpfgase, die nach den angestellten Versuchen einen Methangehalt von 70—75 v. H. aufweisen. Das Methangas ist ein Gas von besonders großer Heizkraft.



Der Sonnenmotor.

Eine Dampfmaschine in Kalifornien, deren Stahlzylinder in der Mitte 800 Liter Wasser enthält, das durch die von den Spiegeln aufgefangenen und im Brennpunkt gesammelten Sonnenstrahlen erhitzt wird. Die Maschine treibt ein Pumpwerk an, das in der Minute über 5000 Liter Wasser fördert.

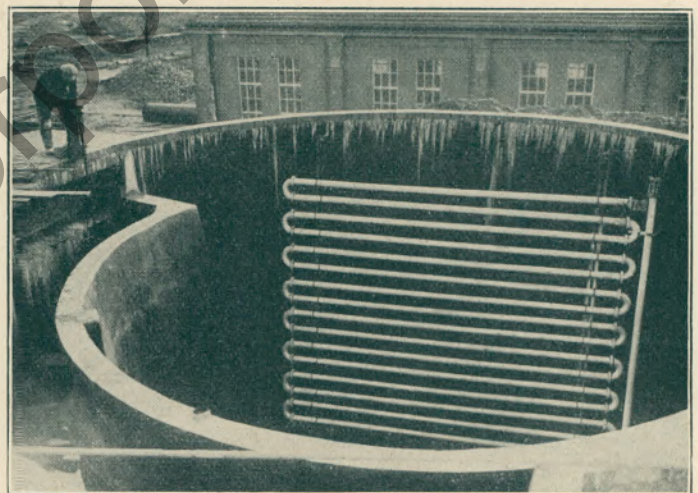
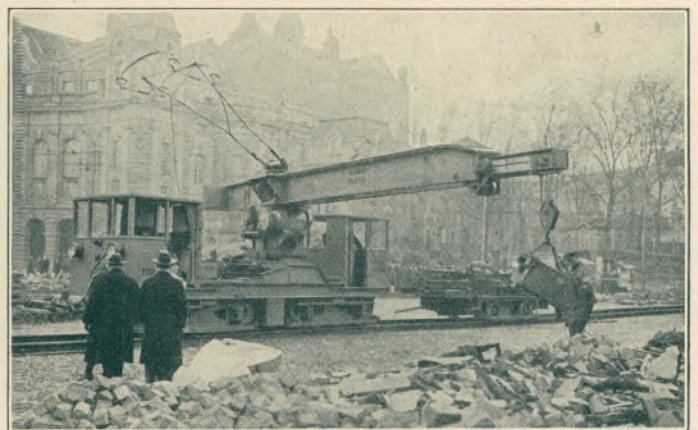


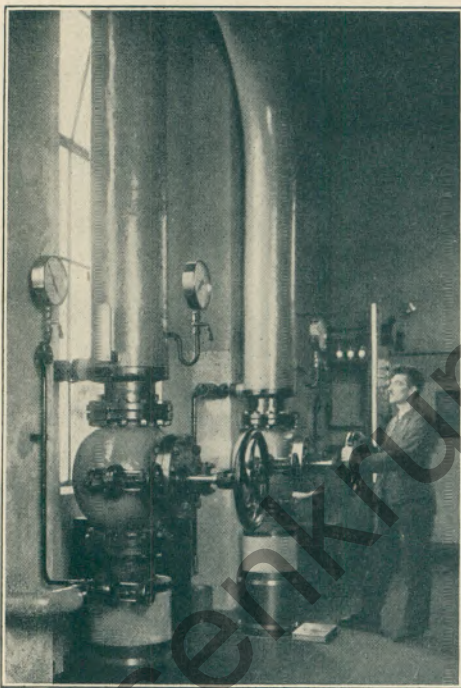
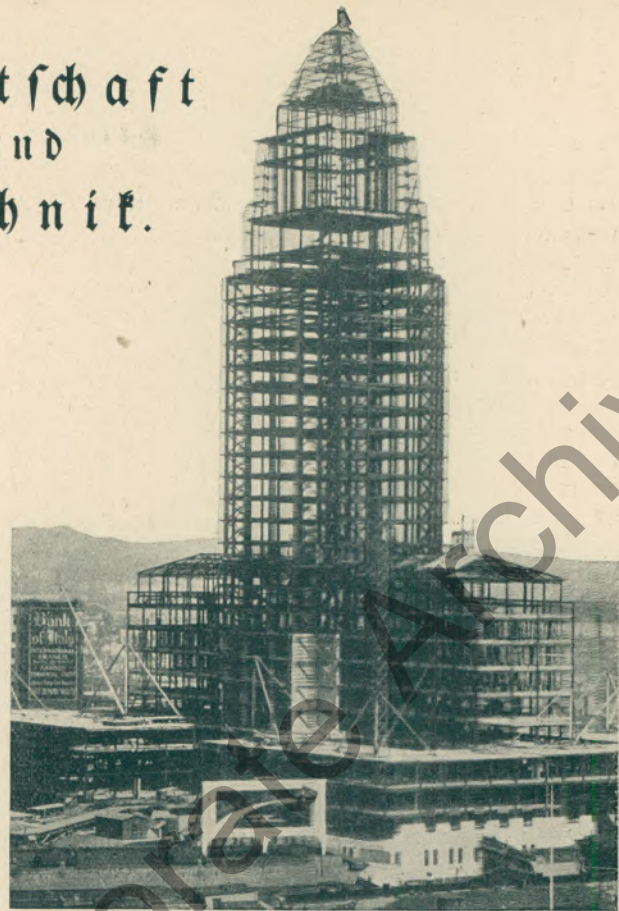
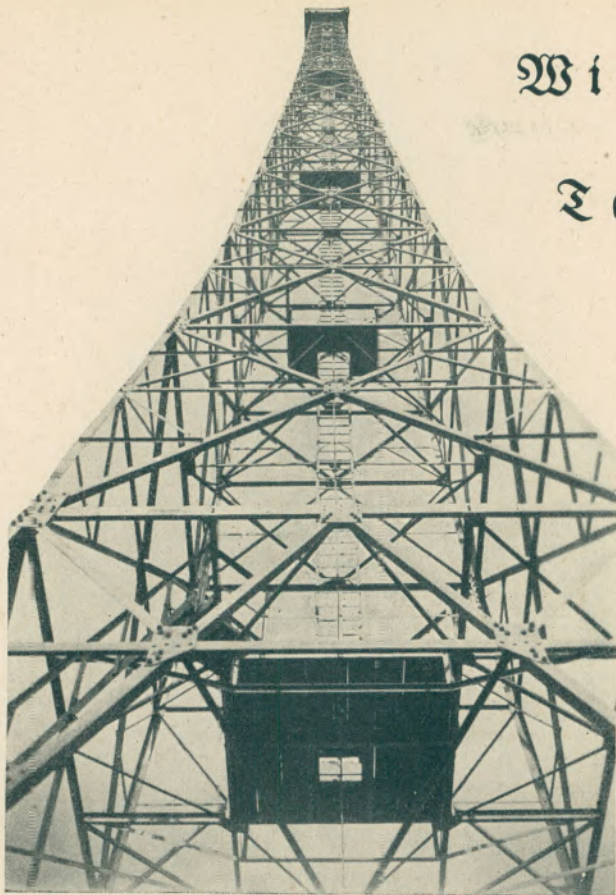
Photo Wolter
Sammelbrunnen zur Aufnahme der vorgeklärten Abwässer.



Preß-Photo
Die Straßenbahn als Lastkran.

Eine ungewöhnliche Erscheinung weist das Straßenbild Kölns seit kurzem auf. Straßenbahnkräne helfen bei Erdbewegungen und Bauarbeiten.

Wirtschaft und Technik.



Die Schönheit der Eisenkonstruktion.

Links oben:

Signalurm auf dem Zentralflughafen
Berlin-Tempelhof.

Rechts oben:

Das neue Rathaus von Los Angeles, ein Bau-
werk mit 42 Stockwerken.

Links:

Blick ins das Fernheizwerk Berlin-Charlottenburg.

Rechts:

Fuß eines 210 m (!) hohen Mastes des im Bau be-
findlichen größten europäischen Rundfunksenders
in Beesen in der Mark.

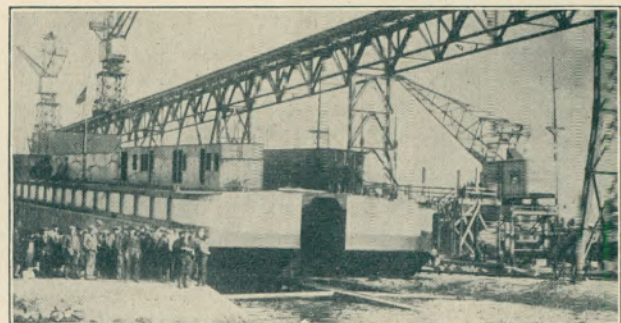
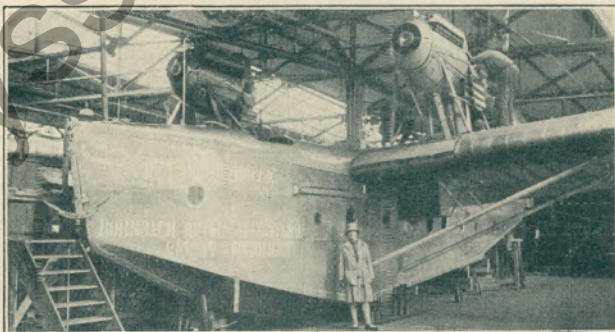
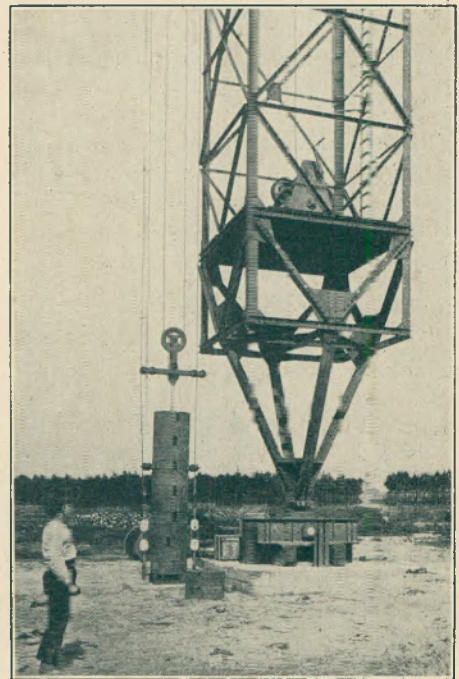
Links unten:

Das soeben fertiggestellte, für Ozeanflüge be-
stimmte Rohrbach-Großflugboot „Rocco“.

Rechts unten:

Hollands Kampf um Land.

Das kleine Holland sucht in ständigem Kampfe gegen
Meer und Flüsse seinen engen Siedlungsraum zu erwei-
tern. Selbst das aus den Häfen und Kanälen ausgebagerte
Erdrich wird zur Neuausschüttung von Siedlungsland
benutzt. Ein besonderes Fahrzeug, das gleichzeitig zum
Baggern und zum Transport der Erde dient, wird vom
Stapel gelassen.



Astronomisches vom Mai 1927.

Von Prof. E. Hülskötter.

Der uns Bewohner der nördlichen gemäßigten Zone besonders auffällige Charakter vom „Wonnemond“ oder „Blütenmond“, in den wir nun wieder eintreten, läßt verstehen, daß die Kulturvölker des grauen Altertums seine Spenden als die eines der Menschheit besonders wohlwollend gesinnten höheren Wesens ansahen. Wenn dieser Zeitabschnitt daher im römischen Kalender der Göttin „Maja“ — gleichbedeutend mit „Mutter“ oder „Göttin des Guten“ — gewidmet wurde, so erübrigt damit sich auch jede weitere Begründung. Aber sowohl die Römer als auch die Griechen übernahmen diese Einstellung von den alten orientalischen Völkern, denen „Maja“ die „Erhabene“ war, die ihren Einfluß auch auf den Sonnengott ausübte.

Die Sonne ist ja die Beherrscherin dieser Zeit. Sie bewegt sich in den kommenden Wochen zwischen den Glanzbildern unseres Winterhimmels: Stier und Zwillingen. Das „Gegenüber“ dieses Teils der scheinbaren Sonnenbahn ist dann also um die Mitternachtszeit für uns an den Südhorizont gerückt, vermag aber bei dem schwachen Licht der ihm angehörigen Sternbilder: Waage, Skorpion, Schütze und Fische, keinen besonderen Eindruck zu machen. Wie uns ein Blick auf die Karte zeigt, ist der Westhorizont noch etwas bevorzugt durch die untergehenden letzten Winterglanzbilder, aber nur für die frühen Abendstunden. Das Band der Milchstraße liegt vom NO-Quadranten ausgehend über Nord bis in Mitte des NW-Quadranten ganz am Rande des Gesichtsfeldes und ist kaum sichtbar, besonders gilt das für den Dunst der Industriebezirke.

Die Mittagshöhe der Sonne nimmt von anfangs $53\frac{3}{4}$ Grad zu bis auf $60\frac{3}{4}$ Grad am Monatsende, wodurch die Tagesverlängerung im Monat Mai nur mehr $1\frac{1}{4}$ Stunden beträgt gegen $2\frac{3}{4}$ Stunden innerhalb des April. Wegen der dauernden Vergrößerung des Tagesbogens der Sonne wird der Nachtbogen nicht nur kürzer, sondern er verläuft auch immer flacher gegen unseren Horizont, so daß die Lichtspenderin um Mitternacht weniger als 20 Grad unter demselben sinkt (gegen mehr als 60 Grad im Winter). Es bereiten sich daher die „hellen Nächte“ schon vor, die bei einer Sonnentiefe von 18 Grad unter dem Horizont beginnen; das tritt für unsere Gegend am 24. Mai ein. Merkwürdigerweise haben wir dann nahezu absolut regelmäßig zwölf bis vierzehn Tage vorher — für Süddeutschland zehn bis zwölf Tage vorher — die Kälterückfälle an den Tagen der sogenannten „Eisheiligen“. Die Meteorologie kann über die letzten Ursachen dieser Erscheinung keine Antwort geben, sie stellt aber fest, daß gleichzeitig in den höheren Luftschichten über Europa sich dann alleinal starke Wirbel finden neben auffallend niedrigem Luftdruck im Südosten und hohem im Nordwesten.

Im Laufe dieses Monats kommen die Planeten allmählich wieder zur Geltung am Nachthimmel. Allerdings bleibt

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Schwan. 2. Cepheus.
3. Kl. Bär. 4. Drache.
5. Leier mit Wega.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Kassiopeia. 2. Perseus.
3. Fuhrmann mit Capella. 4. Zwillinge mit Kastor und Pollux.
5. Großer Bär. Ve = Venus. Ma = Mars.

1. Herkules.
2. Krone.
3. Bootes mit Arktur.
4. Schlangenträger. 5. Waage. 6. Jungfrau mit Spika. 7. Jagdhunde und Berenike.
- Sa = Saturn.

1. Kl. Hund mit Prokion.
2. Wasserschlange.
3. Zwillinge mit Kastor und Pollux. 4. Rabe. Ne = Neptun.

Sternbilder im SO-Quadrant.

Sternbilder im SW-Quadrant.

Mai-Bild des Sternhimmels im rheinisch-westfälischen Industriegebiet zu Monats-Anfang 10 Uhr, Mitte 9 Uhr und Ende gegen 8 Uhr abends.

Zeichen-Erklärung:

Sterne: * 1. Größe; * 2. Größe; * 3. Größe; • 4. Größe; ☾ Mond; ☿ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen.
Die Sterne 1. Größe in den Sternbildern haben besondere Namen, die angegeben sind.

Merkur noch unsichtbar; er präpariert für Juni ein neues glanzvolles Auftreten. Venus wird dagegen als strahlendes Sonnenkind alles andere Gestirn neben ihr weit überragen an Glanz. Dabei nähert sie sich dem Mars und wird, mit ihm unter Kastor und Pollux in den Zwillingen stehend, ein eigenartiges „Biererbild“ abgeben, allerdings hauptsächlich erst in der letzten Maiwoche und dazu nur in den Dämmerstunden bis gegen 9 Uhr abends. Jupiter ist Morgenstern und steht ziemlich tief am Horizont, weshalb die Beobachtung seiner Mündchen wenig Erfolg bieten wird. Saturn ist fast während der ganzen Nacht sichtbar, am besten allerdings um die Mitternachtszeit, denn dann ist er in Kulminationshöhe, die aber kaum 20 Grad betragen wird. Uranus und Neptun haben ihren Platz unter den Sternen gegen den Vormonat kaum geändert (vgl. Karte).

Die Bewegung des Mondes, für den Nachthimmel so weit wie möglich in der Karte wiedergegeben, bietet für den Wonnemond die Besonderheit von fünf Phasen, statt der eigentlich regelmäßig auftretenden vier. Denn da der Neumond am 1. Mai mittags $1\frac{3}{4}$ Uhr eintritt, Erstes Viertel am 8. Mai nachmittags $4\frac{1}{2}$ Uhr, Vollmond am 16. Mai abends 8 Uhr und Letztes Viertel am 23. Mai morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, so ist der nächste Neumond als fünfte Phase im selben Monat noch gerade vor Monatschluß, am 30. Mai, abends $10\frac{1}{4}$ Uhr fällig.

Noch sei darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Mondsfichel am 5. Mai abends 9 Uhr in nur vier Fünftel Durchmesserabstand unter dem Mars stehen wird, was bei klarer Luft ein hübsches Bild geben dürfte.

Von der Seele des Ostens*.

Brief an einen Gefährten des türktischen Feldzuges.

Ich schreibe Dir, weil ich weiß, daß es Dir so ergeht wie mir und allen anderen, die einst mit dem grauen Strom bis zum Goldenen Horn geschwemmt wurden oder gar darüber hinaus als äußerste Welle an das Zweistromland und gegen die Felsen der Moabiterberge zitterten. Denkst Du noch gelegentlich an das bunte Treiben auf der Galatabrücke, in dem Du in Deinem unscheinbaren Grau versankst, aufgesogen von den leuchtenden Farben orientalischer Sinnenfreude?

Erinnerst Du Dich noch an die wochenlange Fahrt über die kleinasiatische Ebene hin, durch die schroffen Bergtäler des Taurus, über den Antilibanon hinweg, bis plötzlich die Königin des Orients, Damaskus, tief unten zu unseren Füßen lag? Denkst Du noch an die sternklaren Nächte auf der Hochfläche zwischen Libanon und Antilibanon, in denen wir uns kälte-zitternd aus den dünnen Decken schälten, weil der Nachtfrost uns vom Lager empor-scheuchte? Wie wir die Morgen-sonne herbeiflehnten, die dann innerhalb weniger Stunden den Frost in Hitze verwandelte, die uns den Kopf zu zersprengen schien? Denkst Du noch ab und zu an die Wochen, wo wir zwischen den Felsen des Hochlandes von Galiläa hingeklebt lagen, Tag für Tag harter Zwiebad unsere einzige Nahrung war und der Sonntag sich von den übrigen Tagen nur dadurch unterschied, daß wir die Zwiebäder in stinkendem Hammelfett rösteten? Überkommt Dich nicht ab und zu die Sehnsucht nach diesem seltsam fremden Lande, das für Dich erst ganz Erlebnis wurde, als es hinter Dir versank? Sehnsucht nach den nachts im Samum gedankenleicht sirrenden Fächerkronen des Palmenhaines vor den Toren von Damaskus, dicht am Rande der Wüste, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten und unter den ausgebreiteten Schwingen unserer weißen Riesenvögel dem Morgen entgegenplauderten? Sehnsucht nach dem verärgelten Duft der Orangengärten Beirut und Sidons? Sehnsucht nach jenem Zauber des Orients, der so verschieden war von den Kindermärchen. Nicht grell, jahmarktsmäßig, nein, geheimnisvoll zart, fast keusch und uns deshalb um so unvermittelter ergreifend.

Ich weiß, daß Deine Gedanken zwiespältig sind, fürchte, daß die Zeit dort unten Dir nicht mehr gab als jene Erlebnisse, oder zum

mindesten, daß Du Dir eines größeren Geschenkes jener Tage noch nicht bewußt geworden bist, und möchte Dir helfen. Ich möchte Dinge weden,

„die heimlich in Dir schlafen,

„wie Wind der Nacht von fernem Ziel zuweilen redet“, und möchte Dir deshalb von zwei Büchern erzählen, die mir zufällig kürzlich durch die Hand glitten. Hast Du freilich genug an den Dingen,

die das Ohr hörte und das Auge sah, so laß ab von ihnen, sie könnten Dich enttäuschen. Oder nein, greif doch danach, blättere ziellos, ohne jede Erwartung, bis Dich plötzlich irgendein Wort packt, das bisher vergrabenes Erleben freilegt, Dir offenbart, daß Du über die Geschehnisse hinaus auch von der Seele des Orients etwas in die nordische Heimat getragen hast.

Gegenwart versinkt, und aus der Tiefe des Unbewußten hebt sich ein eingedämmtes Gefühl und Wissen um Vergangenes. Jetzt blätterst Du nicht mehr, sondern liest, und die Erinnerung an Erlebtes wächst, flutet empor, droht Dich zu ersticken und läßt Geschautes und Gefühltes in eins zusammenfließen. Wieder glaubst Du über die Galatabrücke zu wandern, aber von der schimmern-den Farbenpracht trennt Dich nicht nur Dein graues Kleid. Jetzt fühlst Du, was Du damals nur dumpf ahntest, daß

Farben und Kleid Symbole waren, Bruchstücke zweier Ringe, die nicht aneinandergefügt werden konnten, weil Form und Stoff zwei verschiedenen Welten und Weltanschauungen entstammten.

Gefühle quellen zutage, die Du damals beiseitelegtest, da Du Dich sträubtest, überall Gespenster zu sehen und Gegensätze zu konstruieren; und das Gefühl wird zum Bewußtsein, daß Du einst richtig an den Urgründen getastet hast. Du liest, und es vereinigt sich Wissen des Erlebten mit dem Bewußtsein neuen Erlebens. Land und Volk vergeistigen sich zur Seele des Ostens. Dreieit wird Einheit, im wundervollen Aufgehen ineinander, und es bleibt kein Rest, weder hüben noch drüben, und so wirkt das Buch auf Dich als eine groß angelegte Sinfonie in drei Themen, die gegeneinander streiten, sich bekämpfen, in wechselnder Stärke sich gegenseitig übertönen, um schließlich im Finale sich aufzulösen, auszutönen in einen gewaltigen Schlußakkord, in ein Hohelied auf die Seele des Ostens.

W. Debus.



Blick über das Goldene Horn auf die Hagia-Sophia-Moschee in Stambul.

* Armin T. Wegner: „Im Hause der Glückseligkeit“ und „Der Weg ohne Heimkehr“. Sybille-Verlag, Dresden.



Wie wirken wir der drohenden Degeneration der Frauenwelt entgegen?

Von Dr. Evamaria Blume, Wiesbaden.

Im letzten Kriege haben die deutschen Frauen infolge chronischen Hungerns und chronischer Überanstrengung schwerer zu leiden gehabt, als ihnen je in ihrer Gesamtheit aufgebürdet ward. Es ist nur allzu begreiflich, daß dies eine allgemeine Konstitutionsverschlechterung des weiblichen Typs im Gefolge haben mußte; und zwar nicht nur jener Jahrgänge, die den Krieg in ausgewachsenem Zustande mitgemacht haben, sondern auch derer, die als Kinder hineinkamen und inzwischen herangewachsen sind. Umfangreiche ärztliche Statistiken erbringen hinreichendes und erschütterndes Belegmaterial über diese unser Volk als Gesamtheit schwer belastende Tatsache. Sie müßte uns nur noch viel eindringlicher ins Bewußtsein gerückt werden, damit vor allem die Hausfrauen und Mütter in die Lage kommen, nachhaltiger an der Minderung der Schäden zu wirken. Sind sie doch die wichtigsten Helfer in der Ernährung und Unterhaltung der Volkskraft.

Nur ganz kurz seien hier besonders hervortretende Symptome der allgemeinen Schädigung des Gesamttypus gestreift. Die Degeneration des weiblichen Organismus, insbesondere seines Fortpflanzungsapparates, steht nach dem Urteil ärztlicher Autoritäten in einem direkten ursächlichen Zusammenhang mit dem Hunger und mit der Entbehrung vitaminhaltiger Nahrung. Ganz schlimm waren und sind noch heutzutage die Rückwirkungen auf das lebenswichtigste Organ, das Herz. Die Ärzte kennen das „Hungerherz“, das „Überanstrengungs-herz“, das „Kummerherz“ — auch das „Blutungs-herz“ — alles Formen der Abnutzung, bei denen das Herz sich ungewöhnlichen Zumutungen nicht mehr gewachsen zeigt. Bei Operationsnotwendigkeit muß man heute viel vorsichtiger sein in Berücksichtigung dessen, was von einem so strapazierten Herzen noch erwartet werden darf. Experimentelle Versuche haben erwiesen, daß das Herz durch Hunger 40 bis 50 % Gewichtsverlust zeigen kann.

Die starke Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten sodann ist wohl die bekannteste Kriegsfolge. Auch die zunehmende Anwendung der Schwangerschaftsverhütungsmittel kann dazu gerechnet werden, die nach Übereinstimmung der meisten Ärzte eine Schädigung für die Frau bedeuten. Wie eben Maßnahmen, die den Zweck der Natur verhindern wollen, auf die Dauer immer schädlich wirken. Das Gegenstück, die zunehmende Häufigkeit ärztlich notwendig erachteter Schwangerschaftsunterbrechung, erhärtet das Gesagte hinreichend deutlich.

Nicht übergehen möchte ich an dieser Stelle eine Äußerung, die letztes Jahr in einem Vortrag auf der Versammlung der Mitteldeutschen Gesellschaft für Gynäkologie in Dresden fiel. H. Sellheim sprach dort von den ganz besonderen Beschwerden des Nervensystems und schreibt einen großen Schuldanteil daran dem in weiblichen Kreisen in der Nachkriegszeit in erschreckender Weise zunehmenden Alkohol- und noch mehr Zigarettenmißbrauch zu. „Es sind das zwei traurige Errungenschaften, durch die der moralische Halt der Frauenwelt nicht gerade gestärkt werden dürfte, ganz abgesehen davon, daß der Frauenorganismus diese Gifte viel schlechter noch zu vertragen pflegt als der Mann.“

Ein flüchtiger Blick auf die vor und in der Kriegszeit geborenen Kinder, die heute zu Jungfrauen und Frauen Her-

angewachsenen, zeigt, daß auch hier der überwiegende Teil behaftet ist mit mehr oder weniger merklichen Entwicklungsstörungen, die alle erst im eigentlichen Frauenleben mit ganzer Folgeschwere sich zu rächen beginnen.

Die Tatsache einer solchen mehreren aufeinanderfolgenden Generationen aufgeprägten Verkümmern des Gesamttypus muß heute unser aller Gemüter bewegen, namentlich aber derer, die in Familien die Aufzucht ihrer Kinder in der Hand haben. Es drängt sich die brennende Frage auf, ob die gewaltigen direkten und indirekten Wirkungen des Kriegserlebnisses auf die Frau nicht noch bei kommenden ungeborenen



Siebenbürgische Volkskunstausstellung Berlin.

Links: siebenbürgisch-sächsischer Bürgertracht, Mitte und rechts: Bauerntrachten.

Geschlechtern von Einfluß sein könnten. Mit beängstigendem Druck stellt sich der Gedanke ein, ob damit nicht überhaupt die Erholung des ganzen Volkes zur Höhe seiner alten Leistungsfähigkeit in Frage gestellt wird.

Die Wissenschaft hat sich daher eingehend befaßt mit der Kernfrage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Einer unserer bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Vererbungswissenschaft, V. Haecker, glaubt nicht an solche Vererbbarkeit von Kriegsschäden. Fest steht jedenfalls, daß das Keimgut (Keimplasma), das bestimmend hinter dem „Erbbild“ eines Volkes steht, nur schwer beeinflusbar ist, daß Erübungen im „Erscheinungsbild“ den Charakter des Vorübergehenden haben. Wenn also immerhin schlechte Eindrücke möglich, wenn in ihrer Wirkung auch zeitbegrenzt sind, so bleibt uns die Hoffnung, daß durch gute Beeinflussung das Schlechte gemildert und allmählich überwunden werden kann. Die am biologischen Körper unseres Volkes verursachte Entartung seines Keimgutes kann also durch entgegengerichtete Einflüsse zu einer wenn auch wohl ungleich langsameren Wiederherstellung umgebogen werden — ein Standpunkt, den auch der bedeutende Leipziger Rassenhygieniker Kruse nachhaltig vertritt.

Hier interessiert uns vor allem, welche Gegenmittel der drohenden Degeneration gegenüber anzuwenden sind. Kurz zusammengefaßt muß es heißen: Herbeiführung günstigerer Lebensbedingungen. Also ein Zweifaches: ausreichende und richtige Ernährung und gute Wohnung. Hinzu müßte ein Drittes kommen: Besserstellung der Frau als Mutter! Die Welt der Mütter ist es doch immer wieder, die das Volk als Ganzes, Generation um Generation, zum Licht der Welt heraufführt. Ihnen sollte eine vermehrte Fürsorge gelten! Nicht auf den Einzelwesen beruht das Wohl des Ganzen, sondern auf den Familien, auf ihnen aber die Zukunft.

Magnahmen des Staates, die dringend zu fordern sind, gehen leider einen schwerfälligen und unsichern Gang. Um sie

zu kämpfen ist politische Pflicht aller Einsichtigen, namentlich der Männer. Mit ihrer größeren Naturnähe und Instinkt-sicherheit haben aber inzwischen die Frauenwelt und die Jugend einen Weg gefunden, der von außerordentlichem Wert werden kann. Gemeint sind hier alle Bestrebungen, die eine neue Körper-Seelenkultur herauszuarbeiten beginnen. Immer weitere Kreise durchdringt das Bewußtsein, daß das, was unser hochzivilisiertes Leben an kraftvoller und harmonischer Entwicklung verkümmern läßt, nicht länger mehr ohne Widerspruch getragen werden darf und wir zu Korrekturmaßnahmen greifen müssen. Es darf uns mit Genugtuung erfüllen, daß auch die Gynäkologie seit kurzem lebhaften Anteil an der rhythmischen Gymnastik nimmt, der namhafte Rassenhygieniker ihr Interesse zuwenden. Kaboth* ist mit bemerkenswerten Untersuchungen hervorgetreten. Sellheim bearbeitet „das für alle Ärzte unabsehbare Gebiet“ mit besonderem Verständnis für die tiefreichende Wirkung körperlich-seelischer Zusammenhänge. Er betont die Wichtigkeit der „funktionellen Entwicklung“ in einem freien Leben, die grundsätzlich das Wichtigste sei für die Persönlichkeitsbildung. Das moderne Leben betrügt uns alle mehr oder minder vollständig um das Glück eines harmonisierten und darum gesunden Daseins. Für diese Einbuße müssen wir künstlichen Ersatz schaffen, der für Menschen im Zustande der Naturkindheit eine Sinnlosigkeit bedeuten würde. Mit Nachdruck fordert Sellheim eine geschlechtsdifferenzierte, besonders betonte Frauen-Körperkultur. Bei aller Anerkennung der Verdienste bahnbrechender Laien wird die Mithilfe der Medizin verlangt, vor allem ihres neuesten Wissenszweiges, der Frauenkunde, wenn das für die Frau Beste erreicht werden soll. Rhythmisch-gymnastische Körperkultur der Frau ist für die medizinische Wissenschaft „ein lebenswichtiger Gegenstand“ geworden, den sie als „eine aus tiefster Not rechtzeitig geborene, vielversprechende Frucht“ bezeichnet.

* Kaboth, „Gymnastik u. Frauenheilkunde“, Zentralblatt 1926, Nr. 13.

Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit.

Von Dr. Otto Neustätter, Hellerau®.

III.

Von der Erziehung. — Innere Sauberkeit! — Von den seelischen Wurzeln körperlicher Untugenden. — Zuckerbrot und Peitsche als einzige Erziehungsmittel. — Familiengesundheit bedeutet Volksgesundheit.

Hier wären wir an das Kapitel der Erziehung gelangt. Sie muß beim Säugling beginnen. Für die folgenden ersten Lebensjahre ist es besonders wichtig, zu bedenken, daß gerade in dieser Zeit viel mehr für die künftige leibliche und geistige Gesundheit des heranwachsenden Menschleins geleistet werden muß als im ganzen späteren Leben. In dieser Periode drohen die schwersten gesundheitlichen Gefahren, deren Folgen oft scheinbar zunächst überwunden werden, um erst in der Zeit der Reifung und der Reise sich geltend zu machen. Deshalb muß die Mutter wissen, wie sie sich zu verhalten hat bei Masern, Scharlach, Diphtherie, Halsentzündungen, Keuchhusten, Rachitis, Pocken, Schafblattern, Influenza usw., um den Arzt zu unterstützen, seinen Rat verständnisvoll auszuführen, aber auch durch gute Beobachtung ihn aufmerksam zu machen auf Dinge, die er selbst beim Besuch nicht beobachten kann. Sie muß sich auf dem laufenden halten über die wichtigen Forschungen der Kinderkrankheiten, ihre Verhütung, die Besonderheit der Pflege, den Einfluß, den diese für die künftige Gesundheit des Herzens, der Lunge, der Sinnesorgane, des Knochensystems hat. Ganz besonders muß sich jede Hausfrau vertraut machen mit den Verhütungsmagnahmen gegen die weitest verbreiteten Krank-

heiten Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten: letztere ein Kapitel, das zu den wichtigsten und schwierigsten erzieherischen Aufgaben gehört, deren Lösung nicht durch Vogel-Strauß-Politik zu finden ist. Nicht Aufklärung über Geschlechtsverkehr und Intimitäten sind das Wichtigste, sondern es gilt reinen Wein einzuschenken über die drohenden Gefahren, die Krankheiten, die sich rächen bis ins dritte Geschlecht. Es ist dabei ganz überflüssig und verkehrt, auf Details einzugehen. Für diese verweise man auf die Schriften z. B. der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Fühlt sich überhaupt die Mutter der Aufgabe nicht selbst gewachsen, so wende sie sich, genau wie wenn es sich um Tuberkuloseverhütung handelt, an die entsprechenden Fürsorgestellten um Rat und Hilfe. Auch der Schularzt steht heute zur Unterstützung bereit. Appetitlosigkeit, Blässe, Nachtschweiß, öfteres Fieber, längerer Husten, Brustschmerzen seien aufmerksam beachtete Warnungssignale, daß Tuberkulosegefahr droht!

Die Tatsachen über Alkoholismus und die Bedeutung des Rauchens müssen der Hausfrau ebenfalls geläufig sein. Sie wird Mann und Kindern gegenüber oft einen schweren Stand haben. Nicht mit Fanatismus, aber mit kluger

* Bgl. „Das Werk“, Hefte 3 und 4.

Überlegenheit kann sie da viel erreichen, unter Umständen sich auch wieder Rats erholen, wo sie allein nicht weiterfindet.

Allgemeine Erziehungsfragen gehören zum Bedeutendsten für das gesamte, auch das leibliche Wohlergehen der Jugend, womit sich die Hausmutter vertraut machen muß. Die neuesten Forschungen haben uns erst klarer erkennen lassen, wieviel seelische Bedingtheit in einer Reihe scheinbar körperlicher Untugenden, Schwächen, Zwangshandlungen, wie Bettnäffen, Nägelbeissen, Blinzeln, Nasenbohren, Sprachfehler u. ä., steckt. Eine richtige Erziehung vermag hier unendlich viel zu leisten. Es genügen aber dazu nicht die alten Requisiten Zuckerbrot und Peitsche. Vielmehr verlangt die Seele des Kindes ein richtiges Verstehen und stets überlegene, sichere Ruhe seitens der Erzieher. Die Schule kann oft nicht mehr oder nicht allein gut machen, was falsch angebrachte Strenge oder Verwöhnung, Unbeherrschtheit oder Vernachlässigung verfaulst haben. Oft ist nur durch Überführung des Kindes in eine ganz andere Umgebung etwas zu erzielen. Die geistig-körperlichen Defekte aus falscher Erziehung machen sich oft erst dann geltend, wenn das Kind ins Leben hinaustritt, nicht mehr den Schutz des Elternhauses genießt. Gerade dieses weite Auseinanderliegen von Ursache und Wirkung erschwert die Einsicht in die Zusammenhänge und macht Kenntnisse und Praxis zur rechten Zeit so wichtig.

Unbedingt nötig ist ferner, daß jede Hausfrau sich bekannt macht mit den Hilfeleistungen bei Unfällen im Hause und mit den Handreichungen bei Krankheitsfällen, in Pflege und Unschädlichmachung der anderen gefährdenden Begleiterscheinungen. Trotz aller Mitarbeit, die der Hausfrau von außen jetzt geboten wird, wird doch stets auf ihr der größte Teil der praktischen Durchführung und der Verantwortung ruhen bleiben.

Wie aber soll die Hausfrau all den Anforderungen genügen, die hier so zahlreich aufgestellt sind? Diese Frage ist begreiflich und der Zweifel berechtigt, daß dieses ohne weiteres möglich sei.

Die Antwort lautet: Hausfrau sein ist eben nicht der noch so vielfach geringschätzig von oben herab betrachtete, „selbstverständliche“ Beruf jeder Frau. Es gibt Frauen in den gebildeten Schichten ebenso wie in den einfachen, denen das Zeug zur richtigen Walterin im Hause fehlt. Wenn nun jemand einen andern Beruf ergreift, so ist es selbstverständlich, daß er eine Lehrzeit durchmacht. Nur das Hausfrauenspiel, meint man, verstehe sich von selbst. Nein und abermals nein! Die Hausfrau ist für das ganze Leben eines Volkes kein weniger wichtiger Teil als der erwerbstätige schaffende Mann. In früheren, Großmutter oder Urgroßmutter Zeiten wußte man es nicht anders, als daß das junge Mädchen sich auf

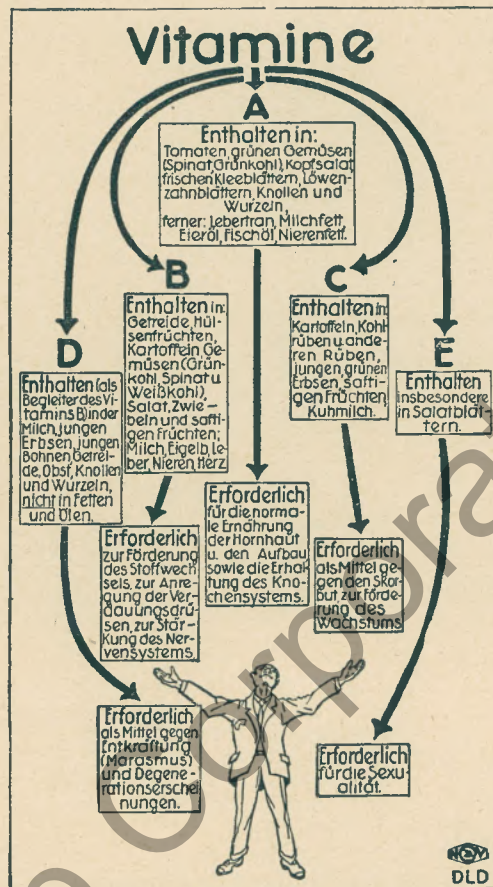
seinen künftigen Beruf als Hausfrau gründlich vorbereitete. Das ist in der alten Form heute nicht mehr möglich. Millionen von Frauen müssen einem anderen Beruf sich widmen und für diesen sich vorbereiten. Unsere Welt ist auch komplizierter geworden. Wenn aber ein Mädchen in die Lage kommt, zu heiraten, dann ist es seine Pflicht, sich schulgemäß und praktisch vorzubereiten für den Haushalt.

Und dazu gehört auch das Studium all dessen, was für die Pflege der Gesundheit zu wissen und zu kennen nötig ist und was hier nur in Form eines Programmes zunächst ganz flüchtig angedeutet werden konnte, mehr als ein Hinweis, was alles in Betracht kommt, denn als Darlegung der praktischen Wege zum Ziele.

Diese werden schon jetzt in Haushaltsschulen und -kursen eingehender dargelegt. Für die Mädchen ist so vielfach schon gesorgt. Für die Frauen dagegen muß noch mehr, viel mehr geschehen. Wie in Amerika müssen auch bei uns die großen Frauenorganisationen, das Rote Kreuz, die Landesausschüsse für hygienische Volksbelehrung, die Fürsorgeämter usw. für die Ausbildung sorgen. Aber die Frauen müssen auch selbst mitarbeiten, durch Lektüre entsprechender Broschüren und Bücher ihr Wissen zu vertiefen bzw. Wissen erst zu erwerben suchen. Gewarnt sei dabei vor allen Büchern, die in irgendeiner einseitigen Lehre wie Biochemie, Homöopathie, Naturheilkunde, Masdasman u. ä. das Heil versprechen. Ein Messer taugt nicht für alle Zwecke, und einseitiger Fanatismus macht blind. Wie man sich in leichten Unpäßlichkeiten kurieren lassen will, mag schließlich als Geschmacksache aufgefaßt werden, da glücklicherweise der Organismus in vielen solchen Fällen sich selbst hilft. Wer verständig ist, wird auch da nicht herumprobieren, sondern dem Arzt sich anvertrauen, da die Grenze zwischen leicht und schwer nur allzuoft verkannt wird. Wenn's aber Ernst wird, dann gehe man jedenfalls — und geht man schließlich von selbst auch zum Arzt. Man sehe nur, daß das ja nicht zu spät wird! Man denke an die fürchterliche Gefahr, die z. B. das Hinausschieben einer Operation bei dem so oft gerade bei Frauen in den der Reife folgenden Jahren auftretenden Krebsleiden bringt. Für die richtige Einführung in die angedeuteten Gebiete stehen zahlreiche

gute Werke zur Verfügung, die man sich vom Arzt, von der Fürsorgerin, von einer städtischen Beratungsstelle o. ä. benennen lassen mag. Wichtig ist, daß auch hier die Hausfrau sich ein gesundes Urteil aneignet, um nicht allem Unfug und der Spekulation auf die Gutgläubigkeit hilflos gegenüberzustehen.

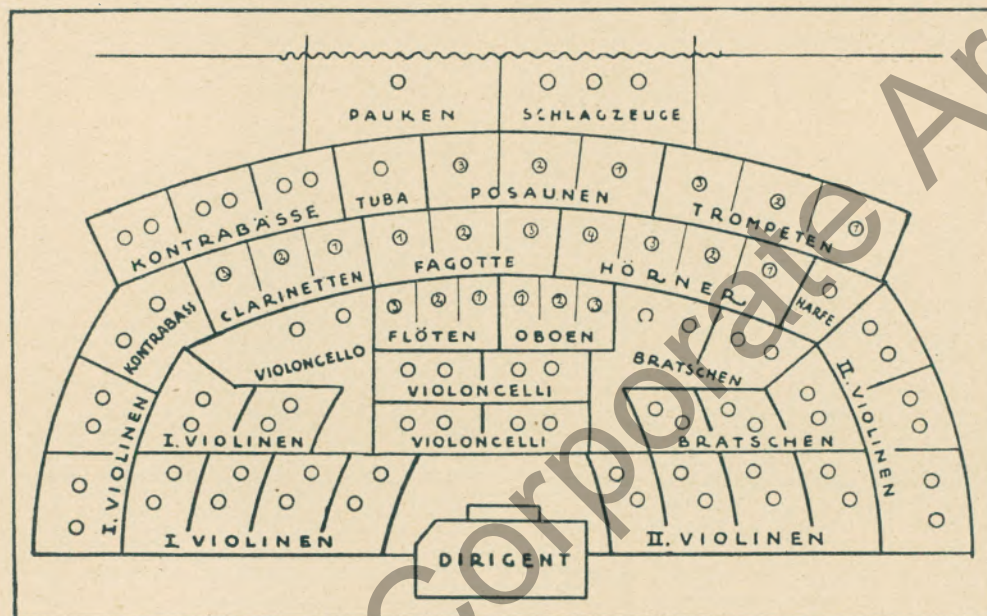
Bildet sich so die Hausfrau richtig vor für ihren bedeutsamen Beruf, dann wird sie anders als bisher in der großen Volksgemeinschaft eingeschätzt und anerkannt werden und Großes im Kleinen leisten auch als Hüterin der Familien- und damit der Volksgesundheit.



Was Vitamine nach ihrem chemischen Aufbau und nach ihren in den Lebensmitteln vorhandenen tatsächlichen Mengen sind, hat die Nahrungsmittelforschung bisher noch nicht beantworten können. Man weiß nur, daß sie neben den vorher schon bekannt gewordenen Nährstoffgruppen (Eiweißstoffe, Fette, Kohlenhydrate und anorganische Stoffe) als wichtige Nährstoffe existieren und von dem Zustand und der Art der Zubereitung der betreffenden Kost (frisch, roh, gekocht, kühl oder überhitzt, Dauer der Aufbewahrung u. a.) in zum Teil außerordentlich empfindlicher Weise abhängig sind. Eine bestimmte Nahrung kann zu einer Reihe ganz besonderer Erkrankungen führen, die durch den Genuß anderer Nahrung wieder behoben werden können. Man bezeichnet die Vitamine vorläufig als Vitamin A, B, C, D und E. Neuerdings soll es dem Göttinger Professor Adolf Windaus geglückt sein, Vitamin A künstlich herzustellen und damit ein durchgreifendes Mittel gegen Rachitis zu schaffen.

Die Sprache des Orchesters.

Von Dr. Adolf Aber.



Der Aufbau des Städtischen Orchesters in Düsseldorf.

Dirigent: Generalmusikdirektor Hans Weisbach.

Jeder Musikfreund, der mit einer gewissen Regelmäßigkeit Orchesterkonzerte besucht, wird an der Art, wie er als Hörer in solchen Konzerten sitzt, gewisse Wandlungen wahrgenommen haben. Der Eindruck eines vollbesetzten symphonischen Orchesters ist beim ersten Male wohl für jeden Laien etwas erschreckend. Ich möchte sagen, der Hörer begreift zunächst gar nicht die Notwendigkeit, warum da auf dem Podium eine solche Ummenge von Musikern sitzt, die schließlich doch nur dasselbe Stück zuwege bringt, das man doch selbst schon so gut vom Klavierauszug her oder gar durch den Vortrag eines kleinen Salonorchesters kennt. In diesem ersten Stadium des Hörens von Orchestermusik kommt dem naiven Konzertbesucher meist noch gar nicht ins Bewußtsein, wie nun der Vortrag der verschiedenen Stellen auf die einzelnen Instrumente verteilt ist und wiederum gerade dieses und kein anderes Instrument diese oder jene Stelle zum Vortrag zu bringen hat. Es gehört zu den schönsten Freuden, die der regelmäßige Besucher von Symphoniekonzerten an sich selbst erlebt, wenn er fühlt, wie sich seinem Ohr die kompakte Masse des Orchesters im Laufe der Zeit entwirrt, wie er von Mal zu Mal die Sprache dieses Orchesters besser verstehen lernt. Erst jetzt beginnt für ihn der eigentliche Genuß an dem in Symphoniekonzerten Dargebotenen.

Die Instrumente des Orchesters in jener Zusammenstellung, wie sie heute bei Symphoniekonzerten in der Regel zu beobachten ist, kann man ganz gut mit einem sorgfältig

ausgewählten Ensemble von Schauspielern und Sängern vergleichen. Da ist zunächst die gefeierte Primadonna: die erste Violine. Ihr vertraut der Komponist in der Hauptsache die melodische Führung an, sie schwebt in den hohen Lagen majestätisch über dem ganzen Orchesterklang. Umgeben ist sie von ihren Schwestern, den zweiten Violinen, den Bratschen, Violoncellen und Kontrabässen, die sie bei dem von ihr angestimmten Gesang harmonisch stützen. Im Charakter ist sich diese ganze Streicherfamilie ziemlich ähnlich. Gefühlvolle Schwärmerei, breites Dahinsingen, das ist ihr eigentliches Ausdrucksgebiet. Dabei können aber diese Damen der Streicherfamilie auch recht kapriziös werden. Man denke nur an den lustigen Kommentar, den z. B. die Solobratsche im „Freischütz“ zu Annchens munterem Gesang liefert. Als würdige Matrone aus dieser „Familie Streicher“ tritt uns der Kontrabaß entgegen. Nur selten erhebt er einmal allein seine Stimme; dann ist aber wirklich auch etwas ganz Wichtiges zu sagen. Man denke nur an die Bedeutung des Kontrabasses im letzten Satz von Beethovens Neunter.

Sind die Streichinstrumente die Frauen des Ensembles, so sind die Bläser, vor allen Dingen die Blechbläser, die Männer. Da ist der strahlende jugendliche Held, die Trompete. Will der Komponist kriegerische Bilder vor die Seele des Hörers zaubern, so wählt er dazu den hellen „schmetternden“ Klang dieses Instrumentes. Man kennt die zündende Wirkung des Instrumentes als Begleitung zur ersten Arie

des Radames in „Aida“, seinen erlösenden Klang als von fern her klingendes Signal in Beethovens Leonoren-Duvertüre. Breiter und gewichtiger, salbungsvoller und pathetischer als die Trompete klingt die Posaune, die man also etwa als den Heldenvater des symphonischen Orchesters ansprechen kann. Sie ist das Instrument der erhabenen Feierlichkeit. Als solches kann man sie am besten im letzten Satz von Brahms' E-Moll-Symphonie kennenlernen. Einen universalen Charakterspieler besitzt weiterhin das symphonische Orchester in dem Horn. Kaum ein zweites Instrument besitzt eine solche Wandlungsfähigkeit. Wie das Horn der Verkünder allerzartester romantischer Stimmungen ist, etwa in den ersten Takt der „Oberon“-Duvertüre und dem Einleitungsteil der Duvertüre zum „Freischütz“, wie es zu Beginn des zweiten Aktes von „Tristan und Isolde“ die ganze ungeheure Spannung der in Erwartung des Geliebten harrenden Frau zu kennzeichnen weiß, so ist es auch zu den übermütigsten Kapriolen imstande. Man kennt seine ironische Zitierung im letzten Akt von Mozarts „Figaro“, wenn es mit seinen Klängen auf den allezeit gehörnten Ehemann Bezug nimmt, und man wird sich immer wieder seines überschäumenden Humors erfreuen, wenn es im Vorspiel zu Richard Strauß' „Rosenkavalier“ vor Übermut beinahe zu quaken beginnt!

Die Sprache des Orchesters erfährt noch eine besondere Bereicherung und Verfeinerung durch die Holzbläser, die man wohl als Chargenspieler des Ensembles kennzeichnen kann. Da ist zunächst der Bassenjunge des Orchesters, die hohe Pikkoloflöte. Auch sie hat aber zuweilen ein gar gewichtiges Wort mitzureden, so etwa in der Schilderung des Gewitters in Beethovens Pastorale-Symphonie. Be-

sonders boshaft gebärdet sie sich in Mozarts „Zauberflöte“, wo sie die Eunuchen zu charakterisieren hat. Die zierliche Tänzerin des Orchesters ist die Querflöte. Wenn es gilt, die Welt des Kokoko mit ihren zarten Farben, ihren gravitativ einherstreitenden Menuetts zu charakterisieren, so ist die Flöte immer der gegebene Mittler. Herber als die Flöte klingt die Oboe, mit deren Klang sich unwillkürlich die Vorstellung einer großen Keuschheit oder, wie Berlioz es ausdrückt, Schüchternheit verbindet. Ihr begegnen wir darum häufig in der Literatur, wenn es gilt, Frauengestalten zu charakterisieren. Jedem Hörer von Liszts „Faust“-Symphonie wird die Wirkung des Instrumentes in dem Gretchen-Satz unvergänglich bleiben. Der Naturbursch des Orchesters ist dagegen die Klarinette, so wie sie uns etwa in Schuberts köstlichem „Hirt auf dem Felsen“ entgegentritt. Und die Familie dieser Holzblasinstrumente findet schließlich ihre Ergänzung mit dem Fagott, dem allezeit zu übermütigen Streichen aufgelegten Humoristen des modernen Orchesters. Wenn im dritten Akt der „Meistersinger“ der verprügelte Beckmesser die Schusterstube betritt, da ist es das Fagott, das diesen Ritter von der traurigen Gestalt meisterlich glossiert und in Vorhings „Bar und Zimmermann“ mischt es sich sogar übermütig in die Handlung ein, indem es dem wackeren Bürgermeister einen tieferen Ton seiner Arie aus dem Mund nimmt.

Ist das Ohr des Hörers einmal für den charakteristischen Klang jedes Instrumentes geschult, so wird seine Phantasie dem Gedankengang des Komponisten in jedem Falle ungleich leichter zu folgen vermögen. Erst dann überhaupt wird das moderne symphonische Orchester zu ihm „zu sprechen“ vermögen!

Düsseldorf.

Düsseldorfer Schauspielhaus.

Uraufführung „Ignorabimus“. Tragödie in fünf Akten v. Arno Holz.



Szenenbild aus dem 3. Akt. Phot. Lantini.

Von links nach rechts: Prof. Duprey (Fritz Reiff), Baron Uerfull (Franz Everth), Marianne (Salka Steuermann), Prof. Dr. Dorzinger (Peter Esser), Dr. Ludwig Adrian (Hermann Greid).

Ich wage nicht, eine kritische Bergliederung auch nur anzudeuten. Für eine Kritik in Stichworten erscheint mir das Drama zu wertvoll, die verdiente eingehende Besprechung würde den zur Verfügung stehenden Rahmen sprengen. Nur eins sei gesagt: Es liegt, beim Schauspiel nicht viel weniger als bei der Oper, nur allzu nahe, über dem Stofflichen das Gedankliche zu vergessen, mehr mit dem Körperlichen als mit dem geistigen Auge zu sehen. Wenn sich diese Erscheinung im

allgemeinen bei der Oper mehr als beim Schauspiel zum Bewußtsein vordrängt, so liegt das daran, daß bei der Oper fast immer, beim „Schauspiel“ nur selten die Handlung Merkmale sekundärer Bedeutung trägt. Das Schulbeispiel für die Nebensächlichkeit der Handlung im Drama: Faust II. Nicht: „Wenn ihr's nicht seht . . .“, sondern: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen.“ Das zweite Schulbeispiel: Ignorabimus. Obwohl hier der paradoxe Rat, das Drama mit geschlossenen Augen anzuhören, nicht uneingeschränkte Geltung hat, vor allem nicht, wenn die Aufführung so wundervoll auf die Wiedergabe der geistigen Unterströmungen abgestimmt ist wie die der Uraufführung unter der Regie Berthold Viertel.

„Kilian oder Die gelbe Rose.“ Eine Komödie in drei Akten von Paul Kornfeld. Regie: Kurt Reiff.

Ein im Grunde recht witziges und keineswegs abwegiges Thema: die kritik- und gedankenlose Anbetung irgendeiner Geistesgröße durch einen literarisch-ästhetisch angehauchten „Kreis“, der Kilian, den zufällig an der Peripherie auftauchenden Meister der Buchbinderkunst, in den Mittel- und Brennpunkt rückt, in der Annahme, es handle sich um Natterer, den sehnsüchtig erwarteten großen Meister der Philosophie.

Man wird, auch ohne das Stück gesehen zu haben, sich die verschiedenen Möglichkeiten von Satire, Ironie und tieferer Bedeutung und damit die Heiterkeitsausbrüche, die gelegentlich bei offener Szene sich in Beifallsklatschen auflösen, vorstellen.

In den Beifall kann die Kritik leider nicht uneingeschränkt einstimmen. Dafür sah man noch zuviel unausgeschöpfte Möglichkeiten im Stück, zuviel Verflachungen anstatt Vertiefungen in der Regie (Tempounterschiede brauchen keineswegs durch überhastetes, undeutliches Sprechen gekennzeichnet zu werden, am allerwenigsten im Schauspielhaus), zuviel possenhafte (durch Extempores unterstrichene?) Überspizungen in der Darstellung.

Der Buchbindermeister und „König für eine Nacht“ war bei Eugen Dumont gut aufgehoben. Sein Kilian wäre wahrscheinlich auch — ungefähr — so geblieben, wenn die gestrafften Regiezügel von Berthold Viertel geführt worden wären. Was ich bei der Mehrzahl der übrigen Rollen bezweifle.

Städtische Theater,
Großes Haus.

„Urwald“, Drama in acht Bildern
von Galsworthy.

Man soll nicht unbescheiden sein. Es war alles genau so, wie man sich den Urwald seit Cooper's „Lederstrumpf“ vorstellte: Eine Expedition zur Erforschung des Sklavenhandels, die, auf eigene Rechnung und Gefahr, vom Diamantenhunger gepackt wird, Pankas, Lianen, paradiesische Flora und märchenhafte Fauna (bis zum Frosch ohne Schwimmhäute und mit Krallen), vergiftete Pfeile, Malaria, Menschenfresser, Tropenkiller, nervenklimmernde Kämpfe Mann gegen Mann, die dankbare Gelegenheit zu „ergreifenden“ Todeszenen geben.

Nimmt man dazu noch als geistigen Knoten den Blick auf die Drahtzieher genannter Expedition, die in der Londoner City, dem „Urwald der Zivilisation“ haufen, und als seelische Vertiefung den Rachedurst einer in ihrer Ehre gekränkten Häuptlingstochter, so mag sogar der Anlauf zur dramatischen Gestaltung zugestanden werden. Außerdem ist Galsworthy — augenblicklich — große Mode. Ein Grund mehr, um auch uns in Düsseldorf damit zu beglücken.

Die Regie tat das Ihre, die primitive Urwaldkost noch weniger schmackhaft zu machen, indem sie die acht Bilder zu acht Akten dehnte und außerdem Ewald Balser freimütig gestattete, seinen eigenen Stil zu spielen und von seiner Vorliebe für Pausen mehr als angebracht Gebrauch zu machen.

Man stellte wieder einmal fest, daß diesem Künstler eine „Luftveränderung“ dringend not tut. Balser kann sehr viel, aber nach seiner Volksrede in „Rheinische Rebellen“ — dem Höhepunkt der diesjährigen Spielzeit bei den Städtischen Bühnen — rutscht er langsam, aber sicher in eine allmählich zu Bedenken Anlaß gebende Manieriertheit. debus.

Oper und Konzerte.

Meyerbeers „Prophet“ — schon immer ein „kranker Mann“ — läßt nun auch deutlich allerlei bedenkliche Alterserscheinungen erkennen. Es lag also kaum ein Bedürfnis vor, den vergeblichen Versuch zu machen, den Staub davonzublasen. Zudem stand die Aufführung nicht einmal auf sonderlich beachtlicher Stufe. Ist so die kostbare Mühe und Arbeit mehrerer Monate an nutzlose Dinge vertan worden, so scheint plötzlich ein besserer Geist bei uns eingelehrt zu sein. Ein auffallender Beweis für den Fortfall all dieser Hemmungen war die Erstaufführung der Puccinischen Oper „Turandot“. Vermochte dies von echt südlichem Geist erfüllte moderne Werk an und für sich schon sehr lebhaft zu interessieren, so zeigte auch die Wiedergabe in jeder Hinsicht, daß an unserer Bühne eine neue Aufwärtsentwicklung einsetzen soll. Es tut herzlich wohl, endlich wieder einem Lichtblick zu begegnen! Wenn die Gesamtleistung auch schließlich ein Ideal nicht erreichte, so war doch etwas durchaus Achtunggebietendes zustande gekommen. Also eine Aufführung, die sich mit bestem Gewissen empfehlen läßt. Und da sich in dieser Choroper das Ensemble als recht brauchbar bewährt hat, so sollte man möglichst bald auch einmal an den seit langem versprochenen „Boris Godunoff“ denken! Beethovens „Fidelio“ fand aus Anlaß des hundertsten Todestages eine recht würdige Wiedergabe.

Auch im Konzertsaal gab es aus diesem Grunde manch festliche Veranstaltung. Das Wichtigste hieraus verdient Erwähnung: im Schauspielhaus ein weisevoller Festakt mit dem städtischen Orchester unter Hans Weisbach, der fröhliche Abschluß des Collegium musicum unter Dr. Alfred Gröblich, prachtvolle Abende Edwin Fischers, das musiziertfrohe Hülser-Trio, das eine reiche Auswahl aus diesen herrlichen Schätzen bot, Karl Hermann Pillney und Otto Hedler, die trefflich die sämtlichen Cellofonaten spielten. (Die offizielle Feier seitens der Stadt wird erst Mitte Mai beginnen.)



Szenenbild aus Puccinis „Turandot“ (Städtische Bühnen, Düsseldorf).

Phot. Steinöl.

Am Karfreitag erklang zur Feier seines dreißigsten Todestages das „Deutsche Requiem“ von Johannes Brahms. Die hochstehende Wiedergabe des ergreifenden Werkes übte auf die andachtsvolle Gemeinde tiefgehende Wirkung aus. Das letzte Sinfoniekonzert wurde eröffnet mit Bruckners viel zu selten gespielter leuchtend heller Sechsten, den Abschluß bildete ein Bruchstück aus Delius' echt impressionistischer „Messe des Lebens“. Rudi Stephens „Musik für Geige und Orchester“ — von Reinhold Kohns-Boll famos gespielt — ließ von neuem bedauern, welch verheißungsvollen Künstler der Weltkrieg hier dahingerafft hat. Zur Uraufführung gelangte „Musik für Kammerorchester“ des einheimischen Hanns W. David, aphoristisch knappe Stücke, die nach neuen Formproblemen ringen und in ihrer farbigen Art allseitiges Interesse fanden.

Eine Sensation bildete das einmalige Auftreten der Sängerknaben von der Wiener Hofburg im Schauspielhaus. Die ganze Aufmachung geriet in die Nähe peinlich berührenden Theaters. Aber es bereitete doch Freude, dem Wohlklang dieser tüchtig durchgebildeten jungen Stimmen zu lauschen. Zudem boten sie noch mit der fremischen Wiedergabe von Mozarts Jugendoper „Bastien und Bastienne“ einen ganz besonderen Leckerbissen. Die Regie schmückte allerdings reichlich nach der Sterilität des Hofburgtheaters. Das war nicht nur an den linkschen Bewegungen der Jugendlichen zu verspüren. Aber es gab ein stimmliches Phänomen unter ihnen: ein Sopran von hohem Liebreiz und ganz eigenartig frauenlicher Süße. E. H.

Dortmund.

Theater.

Die Intendanz plant eine Reihe von „Carmen“-Aufführungen mit hervorragenden Gästen in der Titelrolle. Als erste erschienen in dieser Berichtszeit die seit langem hier gut angeschriebenen Aline Sanden aus München und Emmi Leisner aus Berlin. So nahe ein Vergleich liegt, dürfte doch die Entscheidung schwer sein, wem die Palme zu reichen war. Unterstrich erstere — ganz auf den Verismo eingestellt — das Zigeunerhafte, Rassistische der Rolle stärker in Gesang und Darstellung, so bemühte sich diese besonders um eine künstlerische Ausprägung des rein musikalischen der Partie. Ihr aus dem Konzertsaal bestens bekannter samtwieher Alt feierte hier und auch als „Azucena“ in Verdis „Trovatore“ reiche Triumphe. Ein Wort aufrichtiger Anerkennung gebührt dem Don José Günther-Brauns, dessen Fortgang wir zu bedauern beginnen, und dem frisch erfassten und durchgeführten Manrico Ludwig Waldmanns, die beide neben den Gästen in allen Ehren bestanden. Anlässlich des hundertsten Todestages Ludwig van Beethovens brachte man im Theater seinen „Fidelio“. So naheliegend und begrüßenswert dieser Gedanke war, so hätte man der Darbietung, zumal die Oper

bereits zu Beginn der Spielzeit herausgekommen, doch ein etwas mehr festliches Gepräge gewünscht. Die Vertreterin der Titelrolle, Frau Drff, entsprach in äußerer Erscheinung und musikdramatischer Gestaltung wenig dem Idealbilde, das man von dieser herrlichen Frauengestalt erwartete.

Im Burgwalltheater gab man nach langer Pause wieder einmal eine erfreuliche Operette: „Anneliese von Dessau“. Damit hat die Reihe der Werke, in denen historisch berühmte Persönlichkeiten in Hauptrollen auftreten, eine angenehme Bereicherung erfahren. Robert Winterberg ist zweifellos ein Operettenkompositeur, der sein Handwerk ausgezeichnet versteht. Daß er in Anlehnung an den deutschen Text seine Musik möglichst frei hält von den Errungenschaften der importierten erotischen Tanzrhythmen, sei ihm besonders gedankt. Es war ein wirklich guter Griff, und das Publikum sollte die Intendanz in ihrem Bemühen um Darbietung solch hübscher, einwandfreier Operetten unterstützen.

Unter den Namen der Gegenwartsdramatiker von Rang steht der Hans Grands als eines Meisters lebendiger Menschendarstellung mit an erster Stelle. Den Vorwurf zu seinem neuesten Drama „Kanzler und König“ entnahm er der Geschichte des dänischen Königshauses, und zwar der Regierungszeit des unglücklichen, irrsinnigen Königs Christian VII., der ein williges Werkzeug in den Händen seines allmächtigen Kanzlers Struensee war. Diesen in der Anlage knapp gefaßten, interessanten Geschichtsabschnitt hat Grand zu einem äußerst wirksamen Drama gestaltet, das, mit großem Geschick und sicherem Blick für das Theater gearbeitet, mit geistreichen Tendenzen durchsetzt, die Zuschauer dauernd in Spannung hält und Regie und Schauspieler eine Reihe dankbarster Aufgaben bietet. Es gelang Oskar Walck und seinen Leuten vortrefflich, die Idee des Stückes wie das körperhafte Geschehen gleichmäßig deutlich und überzeugend herauszuarbeiten.

Die in diesem Winter ins Leben gerufene Theatergemeinde darf neben dem Verdienste, durch ihr Bestehen und ihre Tätigkeit dem Theater ein finanzielles Rückgrat gegeben und somit diese Kulturstätte vielleicht überhaupt lebensfähig erhalten zu haben, neuerdings auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die wegen Mangel an Interesse eingegangenen „Morgenfeiern“ zum Leben erweckt zu haben. Einem Vortrage des bekannten Literaturhistorikers Professor Dr. Walzel (Bonn) über „Das Drama von Wedekind bis heute“ folgte eine Aufführung der mit dem diesjährigen Kleistpreise ausgezeichneten Komödie „Illapotrída“ des talentvollen österreichischen Dichters Lernet-Holenia, die sich anschickt, das Ereignis der Theaterhofsaison zu werden. Kühring.

Konzertleben.

Außer vielen Einzelveranstaltungen einheimischer und auswärtiger Künstler sowie Kirchenkonzerten gab das Städtische Orchester unter Wilhelm Sieben zwei Sinfoniekonzerte. Das erste war dem Gedächtnis Beethovens gewidmet und begann mit der Ouvertüre zu Collins heroischem Schauspiel „Coriolan“, deren Energie schwingend und mit kräftig markiertem Rhythmus zum Ausdruck gelangte. Es folgte das große „Klavierkonzert in Es-Dur“, dessen leuchtender Kraft Professor Karl Friedberg (Berlin) ein feinsinnig vergeistigender Interpret war. Den Schluß bildete die lebensbejahende „Achte Sinfonie in F-Dur“. Die Wiedergabe durch unser prachtvoll spielendes Orchester unter Siebens zwingender Leitung war glänzend und verschaffte dem gerade von seinen Erfolgen in Paris zurückgekehrten Dirigenten eine große Ovation. Im zweiten Konzert erklangen zunächst wiederum zwei Werke Beethovens, die „Egmont“-Ouvertüre und die „Fünfte Sinfonie in C-Moll“. Die Nachgestaltung derselben unter Sieben war mächtig und groß, ganz von dem Geiste dessen beseelt, der sie geschaffen. Dann hörte man u. a. noch eine Uraufführung: „Miniaturen“, zehn kleine Charakterstücke für Orchester von Robert Bückmann (M. Gladbach). Mit Anlehnung an den Stil Debussys und Puccinis grenzen sie in ihrer Eigenart schon stark an das Altonale. Unter Siebens sicherer Leitung wurden sie fesselnd gedeutet, so daß sie freundliche Aufnahme fanden. Der anwesende Londichter wurde verschiedentlich hervorgerufen.

Der Philharmonische Verein veranstaltete einen Kammermusikabend mit dem „Guarneri-Quartett“ (Berlin). Die Künstler boten Mozarts klassisches „Quartett in G-Dur“, das neu-romantische in „D-Dur“ des Russen Borodin und ein neu-impressionistisches in „F-Dur“ des Franzosen Ravel. Die drei in Art und Stil so verschiedenen Werke

ertönten auf Grund des vorzüglichen Zusammenspiels der Künstler hinreißend und rauschend in Rhythmus und Farbe.

Die Westfälische Konzertdirektion (L. Taube) vermittelte ein Meisterkonzert von Professor Henri Marteau. Der Künstler spielte die „Kreuzersonate“ von Beethoven, die „C-Dur-Sonate für Violine solo“ von Bach, Mozarts „A-Dur-Konzert“ und die „Carmen-Fantasie“ von Bizet-Sarrasate in wunderbarer Durchgeistigung, von dem hiesigen Pianisten Kurt Haeser farbenreich und grundmusikalisch begleitet.

Duisburg.

Fritz Reuter.

Dem Beispiel vieler deutscher Bühnen folgend, studierte auch das Duisburger Stadttheater Verdis Oper „Die Macht des Schicksals“ ein, obgleich der sensationelle, blutrünstige Inhalt dieses Werkes nicht gerade ermutigend für die Aufnahme des Werkes in den Spielplan hätte wirken sollen. Es bleiben nur die großen musikalischen Momente, die eine Auf- führung der Oper gerechtfertigt erscheinen lassen. Dr. Schum hatte die Spielleitung und verstand es, aus dem Schauerroman alles heraus- zuholen, wobei ihm die von Schröder entworfenen Bühnenbilder eine wirkungsvolle Unterstützung boten. Grümmer dirigierte das Werk mit bekannter Innerlichkeit. Alle Mitwirkenden waren gut am Platze und boten durchweg hervorragende Leistungen.

Das Schauspiel, das bekanntlich in Bochum Shakespeare-Festspiele veranstaltet, bringt auch im Duisburger Haus des großen Dichters sämt- liche Königsdramen heraus. Die Neuzinszenierung geht unter der bewähr- ten Leitung des Intendanten Dr. Schmitt vor sich. Den stilvollen Bühnen- rahmen hat Johannes Schröder, der oft bewährte Bühnenmaler, ge- schaffen. In der Vorzeitszeit hörten wir zunächst „König Johann“ und „König Richard II.“. Beide Werke wurden in flottem Tempo und im Shakespearschen Geiste gegeben. Den König Johann verkörperte Hermann Heuser mit seinem großen Temperament, während Willy Busch den König Richard spielte, den er in Freude und Leid überzeugend darzustellen wußte. Auch die übrigen Schauspieler waren an beiden Abenden mit großem Geschick ausgewählt.

Im Rahmen des VII. Sinfonie-Konzertes veranstaltete Scheinpflug eine Beethoven-Gedächtnisfeier, die eine große Musikgemeinde in der Städtischen Tonhalle vereinigte, die in Lorbeerhülle die Büste des großen Komponisten zeigte. Nach einer glanzvollen Wiedergabe der Ouvertüre zu „Coriolan“ spielte Edwin Fischer aus Berlin vollendet in Ausdruck und Technik das Es-Dur-Klavierkonzert und erntete stürmischen Beifall. Scheinpflug beschloß den stimmungsvollen Abend mit der „Eroika“, die, auswendig dirigiert, wohl kaum einen Wunsch offen ließ.

Hamborn.

Dafür, daß die Spielzeit ihrem Ende entgegengeht, brachten die Monate März und April manches Bemerkenswerte. An erster Stelle stehen die beiden Abende, an denen uns die Essener Bühne den lange erwarteten „Wallenstein“ bot. Von diesen beiden Abenden ergab sich naturgemäß die Aufführung von „Wallsteins Tod“ als der Höhepunkt der Trilogie die stärkste Wirkung, zumal hier die innere Geschlossenheit, die am ersten Abend nicht erreicht wurde, eindrucksvoll hervortrat. Alfons Melchinger verkörperte kraftvoll und wichtig mehr den Menschen Wallenstein mit seinem Ehrgeiz, seinem Schwanken und Zweifeln; der Feldherr und Staats- mann, an dem sich das weltgeschichtliche Geschehen widerspiegelt, trat dadurch etwas in den Hintergrund. Die Aufführung und ihre Aufnahme bewiesen, daß Klassikerdarbietungen auch in unserer Zeit des tiefsten Ein- druckes sicher sind.

Eine Darbietung von Ibsens „Nora“ unter der Spielleitung von W. Kaufmann stand auf zusagender Höhe. Dies war einmal der ver- ständnisvollen szenischen Aufmachung zu verdanken, dann aber auch dem Umstande, daß für die tragenden Rollen sich unter den Hamborner Schau- spielern gute Kräfte finden. Verta Spanier erschöpfte die Gestalt Noras völlig und zeigte die vielseitige Gewandtheit ihres reichen Könnens.

Erfreulich war auch ein Kammeropernabend, bei dem sich das Orchester unter der Leitung des städtischen Musikdirektors Konthke glänzend bewährte. Es gab zuerst Glucks Schäferspiel „Die Maie- nikonigin“. Haffe hatte ein farbenprächtiges Bühnenbild mit vielen Blumen geschaffen, die Spieler gaben ihr Bestes her, rein erklangen die feinen Melodien der Gluckschen Musik. Es folgte Haydns „Abschiedsinfonie“ als szenische Aufführung, wobei die Musiker in stilsicheren Kostümen von der

Bühne, die den Musiksaal des Fürsten Esterhazy darstellte, ihre Instrumente erklingen ließen. Den Schluß bildete die komische Oper „Abu Hassan“ von Karl Maria von Weber. Das anerkennenswerte, flotte Spiel aller Beteiligten und die gelungene Interpretation der Partitur lassen über kleine Mängel in der Gesamtaufassung hinwegsehen.

Die Operette „Madame Pompadour“, ein Vermächtnis aus früherer Zeit, mußte aufgeführt werden, um die Zahlung einer Konventionalstrafe zu vermeiden. Von der Premiere ist nichts weiter zu sagen, als daß der Kostüfist aus dem Libretto alles Anstößige gestrichen hatte, daß die Spieler sich viel Mühe gaben, daß das Orchester die von Leo Fall mit großer Routine geschriebene Musik glatt bewältigte. Ks.

Mülheim (Ruhr).

Auch die Stadt Mülheim hatte es sich nicht nehmen lassen, den hundertsten Todestag Beethovens in der festlichen Stadthalle würdig in einigen Werken des großen Komponisten zu feiern. Das Duisburger städtische Orchester spielte unter Scheinpflug zunächst stimmungsvoll die „Egmont“-Ouverture. Dann hörte man das D-Dur-Violinkonzert, für das Professor Adolf Busch aus Berlin sein bekanntes großes Können

einsetzte, so daß er vom Publikum stürmisch gefeiert wurde. Der glanzvolle Abend klang würdig mit der V. Sinfonie aus, die Scheinpflug prächtig meisterte.

Den letzten Kammermusikabend dieses Konzertwinters bestritt ebenfalls Professor Adolf Busch, der mit seinem bekannten Quartett zu Gast kam. Max Regers stimmungsvolles D-Moll-Quartett ist wohl selten so vollendet wiedergegeben worden wie von dem Berliner Quartett, dessen Mitglieder alle höchstes Künstlertum besaßen. Die großen Fähigkeiten aller Künstler wurden dann noch in der blendenden Interpretation von Mozarts A-Dur- und Dvoraks F-Dur-Quartett nachgewiesen. Wenn doch immer der Genuß solcher reiner Kunst beschieden wäre!

Am Karfreitag gab es in der Stadthalle als Sonderveranstaltung Bachs Matthäus-Passion, die Scheinpflug mit ganz besonderer Sorgfalt einstudiert hatte. Der Duisburger Generalmusikdirektor meisterte die Massen des Orchesters und des Chors mit einer Disziplin, die aufrichtige Bewunderung verdient. Er fand in seinem bewährten Orchester, in der vorzüglich singenden Chorvereinigung und den Kinderchören sowie in den Solisten Stützen, die reichen Anteil an dem großen Gelingen des feierlichen Abends hatten. R. Sch.

Zwei Anekdoten vom Altmeister Menzel.

Erzählt von Hanns Fehner, Schreiberhan.

Der höfliche Maurerpolier und das unhöfliche „Erzellenzeken“.

Von all den berühmten und bekannten Persönlichkeiten, die in den Alt-Berliner Weinstuben von Frederichs in der Potsdamer Straße verkehrten, war Menzel wohl die markanteste, Menzel, der Ehrlichkeitsapostel, die kleine Erzellenz. Gewöhnlich unternahm er von dort einen spätabendlichen Spaziergang zum Café Josty am Potsdamer Platz, wo er, die Zeitungen lesend, bis 12 oder 1 Uhr nachts sitzen blieb. In der Potsdamer Straße kannte ein jeder den kleinen Menzel, und es war rührend, zu beobachten, wie der alte Herr in den letzten Jahren seines Lebens, ohne daß er eine Ahnung hatte, von allen betreut wurde. So sah ich einmal, wie er abends über den besonders belebten Fahrdramm von einem starken, riesengroßen Arbeiter befördert wurde. Dieser hatte Menzel von hinten unter die Arme gefaßt und trug ihn wie ein kleines Kind, das sich gegen die Methode mit Arm- und Beinbewegungen verwahren will, sicher durch Automobil- und Wagengetümmel nach der Frederichschen Seite hinüber. Hier setzte er ihn mit den Worten ab: „Nee, nee, Erzellenz, heut is det zu viel Gefahre vor Ihnen, bei so'n Hundewetter.“ Darauf Menzel barschen Tones: „Wollte ja gar nicht rüber, wollte die Abspiegelung der Laterne auf dem nassen Straßenpflaster zeichnen. Warum stören Sie mich da?“ Der Maurerpolier gutmütig lachend: „Na, denn entschuldigen Sie man, Erzellenzeken — det ha't ja nich gewußt.“ Hiermit packte er den kleinen Herrn wieder unter die Arme, trug ihn schleunigst über den Fahrdramm zurück und meinte: „So, nun ha't Ihnen wieder recht gescheit.“ Menzel ging die Freundlichkeit des Verfahrens doch auf, und er suchte in seinen Taschen nach einem Trinkgeld. Der brave Arbeitsmann aber winkt mit freundlichem Lächeln ab: „Lassen Sie man stecken, Erzellenzeken, davor ha't det nich jemaht.“ — Jetzt fragte Menzel: „Woher kennen Sie mich denn überhaupt?“ „Erzellenzeken, Ihnen kennt doch jeder. Und denn arbeite id hier nebenan bei Ihnen auf dem Umbau bei Neumanns.“ Inzwischen hatte der Altmeister ihn mit seiner Vorgnette interessiert von oben bis unten auf malerische Verwendbarkeit hin geprüft und fragte alsbald, ob er ihm nicht Modell stehen wolle, er würde ihm das gut bezahlen. Der Brave winkte aber wieder ab: „Det mach id, Erzellenzeken, aber bezahlen brauchen Sie mir davor nich — det tu id so, vor die Ehre. Aber id kann nur Sonntags! ... Denn komm id also gleich morgen früh in de Marjaretenstraße.“

Das schamhafte Modell und der verkaufte Rater.

Unter den Stammgästen des kleinen Frederichschen Hotels befanden sich auch Abgeordnete draußen aus der Provinz, die gelegentlich ihre Familien mitbrachten, damit die Töchter auch das großstädtische Treiben und Berlins berühmte Männer kennen lernten. Zwei junge Mädchen, Freundinnen, hatten es sich nun in den Kopf gesetzt, Menzel zu sehen. Da der Altmeister aber erst Ende der Woche bei Frederich erwartet wurde, schlug Krüger den unternehmenden jungen Damen vor, Menzel in seinem Atelier zu besuchen. Das wäre schön! Wie denn das zu machen ginge? Er ließe doch niemand herein — das sei

zu genierlich! „Ach“, meinte Vater Krüger schmunzelnd, „gar nicht, meine Damen, ist doch gar nicht so schwer, wie immer gesagt wird. Sie brauchen sich nur morgens mit den vielen anderen Modellen vor der Ateliertür aufzustellen und sich auch als solche auszugeben.“ Der Vorschlag gefiel den jungen Mädchen. Gleich andern Morgens unternahmen sie das große Wagnis. Und richtig! Menzel wählte die ihm neu und anders Erscheinenden nach kurzem Prüfen. Zagenb allerdings und mit klopfenden Herzen betraten sie, dem Alten folgend, das Künstlerheiligtum und sahen sich staunend in der Malerwerkstatt um. Menzel trieb sofort die eine an die Arbeit: „Nun — hier heraufsteigen auf das Podium — so! ... Auf den Stuhl setzen! ... Und nun die Bluse aus! ... und das Hemd ...!“ Lieschen wurde feuerrot und angelte ängstlich nach der Freundin. Lottchen aber, die Kühnere, war selber sprachlos, wußte nicht, wie ihr helfen. Als der Meister, ärgerlich geworden, zum drittenmal seine Aufforderung wiederholte, fing Lieschen auf ihrem Stuhl oben laut zu weinen an in ihrer hilflosen Lage. Menzel aber barsch: „Wollen wir hier weinen — oder Modell sitzen?“ Lottchen gestand jetzt in der Bedrängnis ihr gemeinsames waghalsiges Unterfangen und daß sie so schrecklich gern den berühmten Meister und sein Atelier hätten kennenlernen wollen. Das rührte den alten Herrn. Lieschen brauchte ihr Hemd nicht ausziehen. Ja, er ließ sie dann sogar noch einige der großen Werke im Atelier genauer beschauen. Zum Schluß aber schenkte er ihnen beim Fortgehen einen richtigen Silbertaler als Schmerzensgeld, weil sie doch nun einmal hätten Modell stehen wollen. Draußen stritten die beiden kühnen Abenteuerinnen darüber, ob sie den Erinnerungstaler acht oder vierzehn Tage abwechselnd bei sich tragen wollten. Als die jungen Damen, jetzt in höchster Begeisterung, Krüger ihr Erlebnis mitteilten, rieb er sich vergnügt die Hände und meinte, besser hätte man sich den Eingang zu Menzels Heiligtum gar nicht erobern können. „Meister Menzel ist zwar seit einigen Wochen mit mir böse, hab' den alten Herrn aber doch riesig gern. Ist er doch auch in der alten, guten Schläsing geboren. Und wir Schlesinger halten ja bei gutem und schlechtem Wetter zueinander. Denken Sie mal, wie er mich neulich beleidigt hat. Hat mich gar zum Säuser stempeln wollen! Das möchten Sie wissen? — Also, seine Nichte hatte einmal den Wunsch geäußert, Ersatz für ihren gestohlenen schwarzen Rater zu bekommen, und ich hatte mir sofort vorgenommen, ihr dabei behilflich zu sein. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß unser Küfer ein prächtiges schwarzes Exemplar besorgen konnte. Als ich ihm abends ganz erfreut mitteilte: „Erzellenz, ich habe einen Rater“, brummte er mich an: „Was geht mich Ihr Rater an! Trinken Sie doch nicht zu viel, wenn Sie's nicht vertragen können! ... und überhaupt ...!“ So was muß man sich von einem alten Landsmann sagen lassen!“

Die kleine Erzellenz, Adolf Menzel, ist tot, aber die Nachwelt rechnet ihn mit zu den Größten aller Zeiten. Die kleinen lustigen und ungewollt humoristischen Züge aus des Künstlers Leben ranken sich wie zartes Blätter- und Blumenwerk um den Sockel der in Granit gemeißelten wie aus Stein gewachsenen Gestalt. Sie fallen ab und werden in wenigen Jahren verschwunden und vergessen sein; sein Denkmal aber wird ewig bleiben.



Rekordjagd oder Volksertückung?

Stell' dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken,
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken:
Das Ganze wirkt, und du bist drin mit deinen Werken. Rückert.

Wer die Sportpresse und den Sportteil der deutschen Tageszeitungen der letzten zwei Wochen verfolgte, ertrank förmlich in einer Hochflut von „Sensationen“! König Fußball beherrschte uneingeschränkt und hemmungslos die Massen. Zehn-, zwanzig- bis dreißigtausend Zuschauer auf verregneten Sportplätzen! Tschechen, Holländer, Engländer, Schweizer und Südamerikaner tummelten sich in den Ostertagen im deutschen Land, absolvierten drei bis vier Tage hintereinander jeden Tag ihr Spiel. Die Folge: Übermüdung der Mannschaften, enttäuschte Zuschauer, ungeahnte Niederlagen der großen Kanonen. Den diesjährigen Oster-Fußballrummel kann man wirklich nicht mehr als Sport bezeichnen. Sportfeste sollten Werbefeste sein, sollten bei den Zuschauern den Nachahmungstrieb erwecken. Diesem Zweck haben die Hochtage des deutschen Fußballs schlecht gedient. Mit einem ernststen Mahnwort und einem deutlichen Hinweis auf den „versumpfenden“ Fußballsport schreibt „Zul“, das Nachrichtenblatt des Westdeutschen Spielverbandes:

„Sport soll Volksertückung sein, nicht aber das Herausheben besonderer Leistungsfähigkeit! Lieber in Amsterdam der Letzte, als auf Krücken des Berufsspielerturns in die Arena hupsen“, und erteile mit diesem mannhaften Wort der Rekordjagderei und der nur sensationslüsternen Masse die rechte Abfuhr.

Verzweifelt ähnlich liegen die Dinge bei der Leichtathletik. Interesse erweckt nur noch die Sensation, wenn Pelzer jetzt am Sprinterkurs teilnimmt und vom Kurs weg an den Start geht, um ganz unvermittelt einen Mittelstreckensieg zu feiern, oder wenn Körnig jetzt schon die 100 m in 10,9 Sekunden bewältigt. Die ernste Sportpresse hat diese Gefahr der Abkehr vom wirklichen Sportideal erkannt. Sie verweist auf den ständigen Formrückgang der westdeutschen Leichtathletik und erinnert an das vorjährige Giasco in Duisburg, wo damals schon „nur“ W.G.B.-Meisterschaften bei dem verwöhnten Sportpublikum kaum nennenswertem Interesse begegneten. So weit ist man schon gekommen, daß man ernstlich erwägt, die diesjährigen W.G.B.-Meisterschaften in kleinere Städte zu verlegen, um wenigstens etwas Anklang finden und sportwerbend wirken zu können.

Der Aufruf für die deutsche Olympiaspende ist erlassen. Gewiß ruhen die Augen der Welt auf unseren jungen Kräften.

Nötig ist es auch, schon um unseres deutschen Namens willen, in Amsterdam gut abzuschneiden. Jede Anstrengung und Arbeit, die diesem Zwecke dient, ist zu begrüßen. Falsch wäre es jedoch, nun das ganze noch vor uns liegende Jahr nur der Vorbereitung auf die Olympiade zu widmen, den Einzelleistungen zu dienen und die Erstückung des Volksganzen stiefmütterlich zu behandeln. Gerade die bevorstehende Olympiade soll uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß andere Länder uns beim Ausbau unseres deutschen Sportes nicht zum Vorbild dienen können. Bei ihnen spielt

vielfach der Sport eine andere Rolle. In Amerika ist er rein auf Leistungssteigerung eingestellt, in Frankreich bedeutet er ein nationales Wirkungsmittel, während er in Spanien genau so wie der Stierkampf zur volkstümlichen Leidenschaft geworden ist. Soll der deutsche Sport aber seinen wahren Zweck, die sittliche und körperliche Erziehung und Erstückung des Volksganzen, erfüllen, so muß es gelingen, einer übertriebenen Steigerung des Kampfszweckes vorzubeugen und nicht nur die noch mangelhafte, indi-



Waldlauf.

Photo Scherl.

viduelle Pflege des Gesundheitszweckes, sondern auch die des Schönheits- und Bildungszweckes zu fördern. Nur so wird die Sendung der neuzeitlichen deutschen Sportbewegung verwirklicht, die darin besteht, die Außerlichkeiten und Überreibungen des ausländischen Sportes zu vermeiden, ihn vielmehr zu verinnerlichen und zu vergeistigen. Hoffen wir, daß alles, was wir heute bei unserm deutschen Sport noch beklagen müssen, keine Verfallerscheinungen, sondern Kinderkrankheiten der jungen Bewegung sind.

Hat man aber heute Krankheit und Gründe erkannt, dann mit aller Kraft an die Arbeit, die heranwachsende deutsche Jugend vor den gleichen Fehlern zu bewahren! Sport-, Jugend- und Wanderbewegung sind Begriffe, die sich nicht trennen lassen. Das Jugendwandern, wie überhaupt der ganze Wandersport, hat einen ungeahnten Aufschwung genommen, und doch ist diese Bewegung noch nicht zu der vollen Höhe gelangt, die ihr ob ihrer Bedeutung gebührt. Wenn auch zur Zeit der ersten Wandervogelbewegung, der sich die gesamte Jugendbewegung angeschlossen, manche Eltern mit Besorgnis die jungen, flügge gewordenen Menschen ausfliegen sahen und manche Älteren mit Bedenken den Kopf geschüttelt haben, es war doch, wie die Entwicklung es gelehrt

hat, das Richtige. Auswüchse gibt es immer und überall bei jedem jungen Beginnen. Wie ist das Bild heute? Nahezu eine halbe Million Mitglieder ist in den Gebirgs- und Wandervereinen in Tausenden von Ortsgruppen zusammengeschlossen. Die Deutsche Turnerschaft mit ihren einundneunzig Millionen Mitgliedern steht fest hinter der Bewegung des Jugendwanderns. Konfessionelle und politische Verbände gründen und fördern ihre Jugendwandergruppen. Überall das Bestreben, die heranwachsende Jugend hinauszubringen in frische, freie Natur, zu disziplinierter, gesunder körperlicher Erholung und Ausarbeitung, zu geistiger und seelischer Regsamkeit, zu Liebe zur Natur, Heimat und zum Volkstum. Auf Auswahl und Ausbildung geeigneter Wanderführer wird größtes Gewicht gelegt.

Gleichen Schritt mit dieser Entwicklung des Jugendwanderns hielt das Herbergswesen. 1914 waren 200 Jugendherbergen vorhanden, heute sind es 2000! 1914 zählte man 20 000 Übernachtungen, jetzt über

zwei Millionen im Jahr! Aber mehr muß getan werden. Anzuerkennen ist, daß der Reichstagsausschuß für Leibesübungen in voller Würdigung des gesundheitslichen Wertes des Wanderns Gelder zum Ausbau von Jugendherbergen und Jugendwanderheimen zur Verfügung gestellt hat. Wer das Beste der deutschen Jugend und des ganzen Volkes will, muß mit dafür streben, daß vor allem die Schulen, aber auch alle Sportvereine ohne Ausnahme das Jugendwandern zu ihrer Aufgabe machen, daß Wanderführer herangebildet werden, damit die Jugendlichen auch außer der körperlichen Ausarbeitung zu einer wirklichen Naturbetrachtung, zu geistigem und seelischem Gewinn kommen. Wandern schafft Heimatkunde, und nur rechte, innige Heimatkunde die wahre Liebe zu Heimat und Volk.

Körperliche Ertüchtigung, sittliche Kräftigung und Pflege deutschen Volkstums sind Ziel und Zweck des deutschen Jugendwanderns. Ein umfassenderes, gesünderes Sportideal gibt es wohl für die heranwachsende deutsche Jugend nicht. A. G.

Das turnerische Leben im Emscher-Ruhr-Turngau.

Dieser dem Turnkreise 8a Westfalen und Lippe angehörende Turngau hat seinen Sitz in Bochum. Naturgemäß ist diese Stadt mit ihrer Großindustrie diejenige Stelle, von der aus sich neues turnerisches Leben und neue Kraft in die einzelnen Vereine ergießen. Unter der Großindustrie Bochums ist vor allen Dingen wiederum der „Bochumer Verein“, der den „Vereinigten Stahlwerken A. G.“ angehört, zu erwähnen, da bei ihm eine große Zahl der Bochumer Turner beschäftigt ist. Die Bochumer Turner wiederum haben durch ihre vorzüglichen Leistungen ihre Stadt in der ganzen Deutschen Turnerschaft zu Ehren und Ansehen gebracht.

Es geht wieder vorwärts! Diese vier Worte stehen über der Arbeit des verflossenen Jahres im Emscher-Ruhr-Gau. Trotz der schweren wirtschaftlichen Not wurde gegen das Jahr 1925 ein nicht geringer Fortschritt erzielt. Wenn man die untenstehenden Zahlen liest und sie mit dem vorletzten Jahre vergleicht, so kann man ruhig behaupten, daß das Jahr 1926 als eins der erfolgreichsten der Nachkriegszeit anzusprechen ist. Die Pflege ernster Leibesübungen und die Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland, die Grundgedanken der großen Gemeinschaft, die sich „Deutsche Turnerschaft“ benennt, schauen aus folgenden Zahlen hervor:

Die Mitgliederzahl des Gaues ist von 4782 auf 5879 gestiegen, also eine Zunahme von 1097. Die

Das Kleid der Turnerin im Wandel der Zeiten.

Bilder aus dem Trachtenfest der Preussischen Hochschule für Leibesübungen.



Zur Biedermeierzeit kamen turnerische Vorführungen nicht über den einfachen Reigen hinaus.



Die Gewandung der Turnerin aus dem Jahre 1850 (Hose und Kittelschürze) zeigt jahnische Einflüsse.



Matrosenbluse und Pluderhose, die Sportkleidung der Vorkriegszeit.



Der gesunde, praktische, geschmackvolle Sportanzug unserer Zeit.

Anzahl der Vereine stieg von 36 auf 42, was besagt, daß in den Grenzen des heimischen Turngaues fast kein Ort mehr zu finden ist, in dem nicht das deutsche Turnen gehegt und gepflegt wird. 28 Vereine haben eine Zunahme zu verzeichnen; bei 14 hat sich die Mitgliederzahl verringert, was auf die zeitlichen Verhältnisse, die schwere wirtschaftliche Not, zurückzuführen ist. Recht erfreulich und lehrreich ist die Erhebung über die turnerische Tätigkeit in den Vereinen. In den 42 Vereinen des Gaues haben sich insgesamt in den Übungsstunden 290 217 (im Vorjahr 219 666) Turner und Turnerinnen an den einzelnen Übungsgruppen beteiligt, also ein gewaltiges Mehr von 70 551.

Die Mitgliederzahl des Gaues setzt sich wie folgt zusammen: Knaben bis 14 Jahre 1041 (863), Mädchen bis 14 Jahre 686 (251), Jugendliche von 15 bis 21 Jahren (männlich) 1146 (984), Jugendliche von 15 bis 21 Jahren (weiblich) 434 (279), Erwachsene über 21 Jahre (männlich) 2408 (2296), weiblich 164 (109).

Die Zahl der Inhaber des Turner- und Sportabzeichens ist auf 118 gestiegen, gegen 47 im letzten Jahre, also eine Zunahme von 71. Dabei sind die Männer mit dem Abzeichen in Bronze beteiligt mit 87 (39), mit dem Abzeichen in Silber mit 16 (4), mit dem Abzeichen in Gold 5 (—); die Frauen mit dem Abzeichen in Bronze 7 (5) und mit dem Abzeichen in Silber 3 (—). Ein Verein besitzt eine vereinseigene Turnhalle und 9 Vereine besitzen eigene Spielplätze, gegen 7 des Vorjahres. Gelegenheit zum Schwimmen ist an 21 (14) Stellen geboten. Kr.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden Silben sind 36 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen erstrebenswerten Sinn spruch von Borne ergeben.

a - a - a - al - am - bash - bat - bay - be - che - de - de - del - del - di - e - e - e - eh - en - en - felt - ful - gat - ge - ger - gie - go - hi - i - i - i - in - ka - kar - kisch - le - li - li - li - lus - ma - mer - min - mord - mu - mud - mur - mut - na - na - nan - ne - ne - ne - ni - ni - nisch - o - pas - raub - re - re - re - re - reuth - ri - ri - ro - ro - rub - sa - sche - se - sen - sol - tal - te - to - u - bi - vol - wa - wa - wald - wil.

- | | |
|-----------------------------|-------------------------------------|
| 1. Männl. Vorname (gekürzt) | 19. Wassergöttin |
| 2. Salatart | 20. Schriftstück |
| 3. Verbrechen | 21. Jüdisches Saßungsbuch |
| 4. Wagnerfigur | 22. Weiblicher Vorname |
| 5. Belgische Festung | 23. Gründer Roms |
| 6. Stadt in Indien | 24. Stadt in Bayern |
| 7. Männlicher Vorname | 25. Klassischer Jubelruf |
| 8. Leitung | 26. Spöttisch |
| 9. Schwedischer Adel | 27. Edelstein |
| 10. Bischofsmütze | 28. Seltene menschliche Eigenschaft |
| 11. Aufstand | 29. Teil des Gesichtes |
| 12. Rauchabzug | 30. Riemenpeitsche |
| 13. Zeichengerät | 31. Vogel |
| 14. Weiblicher Vorname | 32. Menschenrasse |
| 15. Engel | 33. Griechische Sagen-gestalt |
| 16. Moralischer Begriff | 34. Kanton in der Schweiz |
| 17. Nordpolfahrer | 35. Dirigent |
| 18. Arbeiterdichter | 36. Fehler |

ch = ein Buchstabe, oe am Ende gilt als ö.

(Hanne Simons, Demag-Duisburg.)

Testamentseröffnung.

„Eins“ wurde „zwei“ und immer „zwei-eins“, Enterbt war „eins“ vom „eins-zwei-eins“.

Zweierlei Bedeutung.

Das „Wort“ erfordert oft Geduld.
In „Wort“ tilgt mancher seine Schuld.

Denksportaufgabe.

Die nasse Straße.

Du hast wegen einer Augenkrankheit in einem Krankenhause mehrere Wochen in einem stark verdunkelten Zimmer gelegen. Nachdem du dich abermals mehrere Tage in einem künstlich erleuchteten Raume aufgehalten hast, wird der Vorhang des Fensters geöffnet. Du siehst hinaus und blickst auf eine asphaltierte Großstadtstraße.

Am Ende der Straße erblickst du einen hohen Kirchturm, der der Straße direkt zugekehrt ist. Die Kirche verläuft also in der Richtung der Straße. Du begibst dich hinunter und gehst die Straße entlang.

Dabei machst du folgende Beobachtungen, die deine Aufmerksamkeit erregen: Der Fußsteig, auf dem du gehst, ist naß. Auch ein schmaler Streifen dieser Straßenseite ist stark feucht. Die ganze übrige Breite der Straße, also etwa drei Viertel der Straßenbreite, und der gegenüberliegende Bürgersteig sind vollkommen trocken. Auf diesen trockenen Straßenteilen aber siehst du einige scharf abgegrenzte Pflüßen. Die Häuser der Straße sind etwa so hoch, wie die Straße breit ist.

Ist es Sommer oder Winter? Herrscht trübes, regnerisches Wetter oder Sonnenschein? Wie war das Wetter vor kurzer Zeit? Ist es stark windig oder ruhig? Welche Tageszeit ist es etwa?

Hat es geregnet und wie lange etwa? Was war die Ursache des Regens? Ist es ein warmer oder ein kühler Tag? Ist die Nord- oder Südseite der Straße naß? Nach welcher Himmelsrichtung gehst du?

V/45

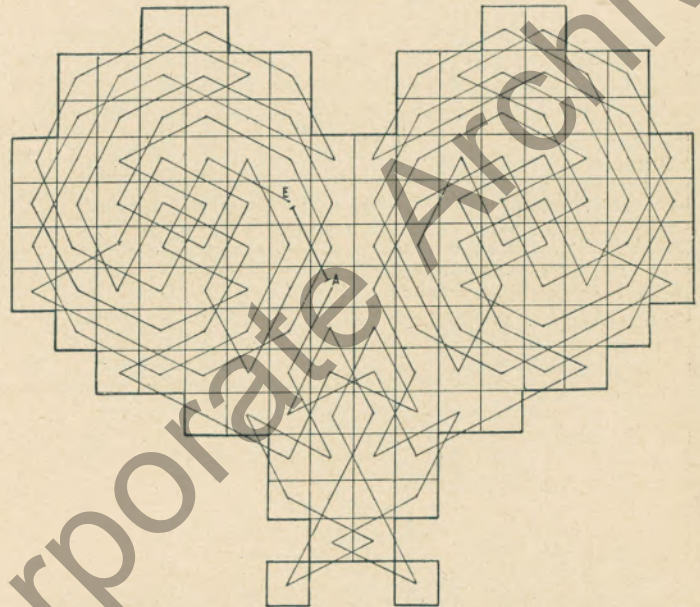
Die beste, bis zum 10. Juni 1927 bei der Schriftleitung eingelaufene Lösung wird mit einem Buchpreis ausgezeichnet und in der Juli-Nummer veröffentlicht.

Lösungsvorschläge nur auf Postkarten.

Wir wiederholen unsere Bitte um Mitarbeit an der Rätsel- und Denksportdecke. Angenommene Beiträge werden honoriert.

Lösung der Rätsel in Heft 4.

Rösselsprung.



Tätigkeit, etwas treiben, womöglich etwas machen, wenigstens aber etwas lernen, ist zum Glück des Menschen unerlässlich, seine Kräfte verlangen nach ihrem Gebrauch, und er möchte den Erfolg desselben irgendwie wahrnehmen. Die größte Befriedigung jedoch in dieser Hinsicht gewährt es, etwas zu machen, zu verfertigen, sei es einen Korb, sei es ein Buch; aber daß man ein Werk unter seinen schaffenden Händen täglich wachsen und endlich die Vollendung erreichen sehe, beglückt unmittelbar.

Schopenhauer.

Karree-Rätsel.

1. Niger, 2. Nügen, 3. Tell, 4. Leiden, 5. Handel, 6. Duell, 7. Duden, 8. Gnu, 9. Negus, 10. Chile, 11. Jltis, 12. Uri, 13. Circe, 14. Hedin, 15. Isel, 16. Truft.

Unschuldig leiden entrüstet,
schuldig leiden schlägt nieder.

Kant.

Scherzdecke.

Wie die Alten sungen. Das Fräulein fragt in der Schule: „Wißt ihr wohl, warum Gott im Paradies Adam und Eva verbot, von dem Apfelbaum in der Mitte des Gartens zu essen?“

„O ja,“ erwidert eines der Mädchen, „die Äpfel wollten Gottes einmachen!“

Auch eine Beförderung. Chef: „Knoll, du hast heute aus-gelernt und bist wohlbestallter Handlungsgehilfe — aber nicht bei mir!“

Wer die Wahl hat . . . ! „Was würdest du vorziehen, Hänschen, einen kleinen Bruder oder ein Schwesterchen?“

„Wenn's dir nichts ausmacht, liebe Mutter, würde ich mich am meisten über ein Schaukelpferd freuen.“

Auf dem Markt. „Wollen Sie heute kein Fleisch haben?“ — „Nein, vielen Dank. Wissen Sie, gegen Ultimo bin ich immer überzeugter Vegetarier.“

237

Büchermarkt.

Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten. Ein Gespräch über grundlegende naturwissenschaftliche Fragen von Otto Wiener. Verlag: „Das Werk“. Düsseldorf. Preis kartoniert 0,90 RM.

Wir entnehmen nachstehende Besprechung der bekannten, in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“, Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, und machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß das Bändchen durch die Schriftleitung oder die Verteilungsstellen des „Werk“ zum ermäßigten Preise von 0,75 RM. einschl. Porto und Verpackung bezogen werden kann. Bei Bestellung von mindestens 10 Exemplaren ermäßigt sich der Stückpreis weiter auf 0,70 RM.

„Ein sehr löbliches Unternehmen der Montangruppe, ihren und allen anderen deutschen Arbeitern und Angestellten in einfacher, klarer, unterhaltender und nicht zuletzt auch billigster Weise Bildung und Aufklärung über alle möglichen Gebiete der Wissenschaft und Technik zu verschaffen. Bildung ist der wesentlichste Faktor für den Aufstieg und die Geltung eines Volkes in der Welt und gleichzeitig ein Gegengift gegen unsinnige und gemeinschädliche, nur kleinen Menschengruppen nützliche Ideen, Bestrebungen und Handlungen auf politischem, sozialem und gesundheitlichem Gebiet. Wenn nur endlich einmal auch das Kino, dieses ungeheure Bildungs-, heute leider allermest Verbildungsinstrument in diesen Dienst gestellt werden könnte!

Das vorliegende, 50 Seiten umfassende Bändchen gibt eine leichtverständliche und unterhaltende Aufklärung über die Entfernungen, Geschwindigkeiten, Zeiten, die unsere Erde und das Weltall betreffen. Wir lernen das Wesentlichste über die Geschwindigkeiten unserer Verkehrsmittel, der Geschosse, des Schalls, des Lichtes und der Radiowellen und schließlich unserer Gedanken und Nervenleitungen, über das Alter der Erde und die Möglichkeit ihres Unterganges, das Radium, die Planeten und Fixsterne und noch manches andere.

Alle Unternehmungen, welche eine gewisse Anzahl Menschen beschäftigen, sollten sich die Sorge der Montangruppe für das geistige Wohl ihrer Angestellten zum Vorbild nehmen.“ Prof. Dr. Sigm. von Kapff.

„Der Werksleiter.“ Halbmonatszeitschrift für neuzeitliche Fabrikanlage, Betriebsführung und Organisation. Herausgeber: Dr.-Ing. R. Koch, Dr.-Ing. D. Kienzle. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Einzelheft 1 RM., vierteljährlich (6 Hefte) 5 RM.

Zeitschriften unterhaltender und fachlicher Natur schießen wie Pilze aus der Erde. Das Geburtstempo wird höchstens übertroffen durch die Fülle der Versprechungen, die regelmäßig die erste Seite der ersten Nummer des ersten Jahrganges füllen. Ekepsis gegenüber der Lebensfähigkeit und abwartende kritische Einstellung zum selbstgewählten „Horoskop“ ist daher mehr denn je am Plage. Seit Anfang dieses Jahres erscheint die Halbmonatschrift „Der Werksleiter“. Obwohl Schriftleitung (Dr.-Ing. R. Koch und Dr.-Ing. D. Kienzle, letzterer bekannt als Mitarbeiter des Ausschusses für wirtschaftliche Fertigung) und Verlag (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) hinreichend Gewähr für die Güte der Zeitschrift zu bieten schienen, haben wir ein Vierteljahr hingehen lassen, um eine vorläufige Kritik zu vermeiden. Wir glauben heute, nachdem uns acht Nummern vorliegen, mit unserem Urteil nicht mehr zögern zu dürfen.

Das Geleitwort der Zeitschrift vom 1. Januar umreißt als Fundament und Ziel: „Man kann mit Recht sagen, daß es kaum einen Kreis von Personen gibt, denen mehr Verantwortung für das Wohl und Wehe unserer Industrie und unseres tätigen Volkes zukommt als dem Werksleiter. Auf jedem Gebiet menschlicher Tätigkeit wird lebhafter und tatkräftiger denn je geforscht und gearbeitet und nach neuer Erkenntnis gerungen. Bücher und Zeitschriften behandeln jedes Problem; sie stürmen auf den Werksleiter ein, der zwar von allem etwas wissen, vieles aber genau studieren sollte und möchte; allein es geht über Menschenkraft, all dieses in sich aufzunehmen. Hier durch planvolle Eichtung zu helfen, ist die besondere Aufgabe, die sich „Der Werksleiter“ gestellt hat.

Was will „Der Werksleiter“? Den Werksleiter in kurzer, nicht ermüdender Form durch Bild und Wort auf alles Wesentliche aufmerksam machen, woran er nicht vorübergehen soll, wenn er — seiner Verantwortung sich bewußt — sein Werk auf dem Wege des Fortschritts leiten will.

So soll „Der Werksleiter“ die Zeitschrift sein, die den Werksleiter anregt, Spezialprobleme seinen Unterorganen zur näheren Untersuchung zuzuweisen, die ihn auch dann nichts Fortschrittliches versäumen läßt, wenn er sich das Lesen anderer Zeitschriften versagen muß.“

Die Rückschau auf das erste Vierteljahr der Halbmonatschrift zeigt, daß die Schriftleitung nicht nur von dem besten Willen befeelt ist,

das gesteckte Ziel zu erreichen, sondern daß ein umfassendes Wissen und eine unabhängige freimütige Urteilsfähigkeit sich bemühen, an den wirtschaftlichen Problemen unserer Zeit tatkräftig mitzuarbeiten.

Der einzige Einwand: Soll „Der Werksleiter“ nicht nur die Werksbibliothek größerer Unternehmungen füllen, sondern auch Bestandteil der Hausbücherei eines jeden Werksleiters werden, auf den dieser in Mußestunden gern zurückgreift, um über die angeschnittenen Probleme nachzusinnen, so empfiehlt es sich, den Bezugspreis herabzusetzen. Ein Jahresposten von 20 RM. für eine wirtschaftlich eingestellte Zeitschrift belastet das Budget des einzelnen in einem Ausmaß, das viele Werksleiter und — solche, die es werden wollen, davon abhalten dürfte, regelmäßige Bezieher zu werden. Und das wäre, sowohl im Interesse derer, an die sich die Zeitschrift wendet, als auch für die ausgezeichnete Zeitschrift selbst außerordentlich zu bedauern. Evtl. sollte man erwägen, eine zweite Ausgabe auf billigerem Papier herzustellen; denn letzten Endes ist nicht die kunstbedruckte Form, sondern der wertgerechte Inhalt ausschlaggebend.

Aus den ersten sieben Hefen heben wir als besonders bemerkenswerte Aufsätze hervor: „Werkstattbeleuchtung“ von Dipl.-Ing. F. Walter. (Heft Nr. 1.) — „Ist mein Werkstatfußboden der richtige?“ von Dipl.-Ing. Maison, Berlin. (Heft Nr. 2.) — „Wirtschaftliche Umstellung eines Werkes“ von Dr.-Ing. Haebler, Göppingen. (Heft Nr. 2.) — „Die Überwachung der Energieleitung“ von Dipl.-Ing. A. Reimann, Berlin. (Heft Nr. 3.) — „Wohin mit den Abwässern?“ von Dr.-Ing. Kusch, Berlin. (Heft Nr. 5.) — „Fortschritte im deutschen Werkzeugmaschinenbau“ von Direktor W. Renner, Berlin. (Heft Nr. 7.) — „Industrielle Luftbilder“ von Dipl.-Ing. D. Barth. (Heft Nr. 8.) d.

Drei neue bemerkenswerte Kosmosbücher.

Eine Frage, die noch kein Mensch hat lösen können, ist die der Entstehung der Welten. Schon die Frage, wie das Leben auf unserer Erde entstanden ist, hat schon unzählige Forscher beschäftigt, ohne daß bisher eine Lösung gefunden wurde, die jedermann überzeugte. Und wie viele Denkerköpfe haben sich mit den großen Sternen befaßt, die uns am ehesten in die Augen fallen! Wie viele haben davon geträumt, daß z. B. auf dem Mars Menschen leben könnten! Mit all diesen Fragen beschäftigt sich Dr. H. Dekker in dem neuesten Kosmosbändchen „Planeten und Menschen“ (mit vielen Abbildungen; Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart; geh. 1,50 RM., geb. 2,40 RM.). Von der sicheren Warte der Wissenschaft aus gewährt er dem Leser einen Einblick in die großen Geheimnisse des Weltalls. Namentlich untersucht er die Frage, ob Menschen oder auch nur Lebewesen überhaupt auf den Planeten möglich sind, und wenn er sich auch von allen abenteuerlichen Mutmaßungen fernhält, so bieten die Bilder, die er uns entwirft, doch so viel Reizvolles, daß auch der nüchternste Leser sich gern seiner Führung überläßt. Das ist wiederum ein Kosmosbändchen, das im besten Sinne des Wortes aufklärend wirkt. —

Von den primitiven Zeichnungen der Vorzeitmenschen bis zu dem Moses von Michelangelo ist ein ungeheurer weiter Weg. Wie der Mensch zur Kunstäußerung gekommen sein mag, zeigt Bölsche in der ihm eigenen, beredten, lichtvollen Art, und an zahlreichen Bildproben weist er uns nach, wie der Mensch in der bildenden Kunst Fortschritte gemacht hat. —

In einem zoologischen Garten sehen wir allerlei fremdländische Tiere, und wenn wir dann an den Tafeln lesen, wo das einzelne Tier herkommt, wo es vorkommt, so staunen wir oft über unsere Unkenntnis der Tiergeographie. Das ist nämlich ein Gebiet, das früher viel vernachlässigt und nur dilettantisch gepflegt wurde. Und doch bietet es ungemein viel Belehrendes und Reizvolles, wenn man das Thema so betrachtet, wie Dr. Kurt Floerke in seinem neuesten Kosmosbändchen „Zwischen Pol und Äquator“ (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart; geh. 1,50 RM., Ganzleinen 2,40 RM.) getan hat. Natürlich gibt er nicht eine trockene Aufzählung aller möglichen Tierarten und ihrer Verbreitungsgebiete, sondern er bietet tiergeographische Lebensbilder, das heißt, er greift bezeichnende Typen heraus und zeigt uns, weshalb sie in bestimmten Ländern vorkommen und weshalb sie nicht darüber hinausgehen können. Damit berührt er auch die Frage der Akklimatisierung fremder Tiere. Und so verbindet er auch das Praktische mit dem Naturwissenschaftlichen. Sehr originell sind die in den Text eingefügten Kärtchen und schematischen Bilder, die den Stoff angenehm beleben.

Amundsen-Ellsworth, Der erste Flug über das Polarmeer. Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich. 260 Textseiten, 82 Bildtafeln. Preis in Ganzleinen geb. 10 RM.

Wir verweisen auf den interessanten Ausschnitt „Der Flug zum Pol“ auf Seite 22 ff. dieser Nummer.

Dannemann, Fr. Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhang. 2. Auflage, 4. Band. 630 S. mit 74 Abbildungen und einem Bildnis von Helmholtz Grundz. 12,50 geh., 14,50 geb. Engelmann, Leipzig 1923. Mit dem Erscheinen des vierten Bandes ist nunmehr die zweite Auflage des Werkes vollständig geworden. Dieser Band ist dem Emporblühen der modernen Naturwissenschaft gewidmet. Er behandelt nicht nur die Entwicklung der Astronomie, der Geologie und der Mineralogie, der Physik und der Chemie, der Zoologie und der Botanik, der Physiologie und der Biologie, und zwar in ihrem weitesten Umfange und ihren sämtlichen Verzweigungen, sondern auch die maßgebenden Einflüsse der großen führenden Gedanken, vor allem des Energie- und Entwicklungsprinzips, ferner noch die Beziehungen zwischen Naturwissenschaften und Technik, Wirtschaft und Kultur, Gestaltung des Weltbildes, Philosophie usw. Neben der fast unüberschaubaren Fülle der einzelnen Belehrungen sind gerade diese letzteren Betrachtungen, die eine ungewöhnliche Tiefe des Gesamtblicks bezeugen, von ganz außerordentlichem Werte und verleihen dem Buche eine Bedeutung, wie sie auf dem nämlichen Gebiete wohl kein zweites für sich in Anspruch nehmen kann. Besonders lobend hinzuweisen ist noch auf die Zeittafel der Erfindungen und Entdeckungen, auf das Literaturverzeichnis sowie auf die ausführlichen Namen- und Sachregister.

Fortuna-Rechentabelle. Von Vermessungsdirektor i. R. R. Simon. Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig 1926. 40 Seiten (darunter 14 Seiten Gebrauchsanweisung, 22 Seiten Tabellen). Preis kartoniert 1,60 RM.

Der Werbestreifen verspricht „schnelles, müheloses und fehlerfreies Multiplizieren, Dividieren und Addieren von Zahlen beliebiger Größe“. Für die gut durchdachten Multiplikations- und Divisionshilfen trifft diese Ankündigung unter der Voraussetzung zu, 1. daß der Rechner an seinem Arbeitsplatz nicht über eine Rechenmaschine, eine Rechenwalze oder einen Rechenschieber verfügt, 2. daß ein etwa vorhandener Rechenschieber für den erforderlichen Genauigkeitsgrad nicht ausreicht, 3. daß man im Rechnen „mit der Hand“ nicht gewandt genug ist. Der gewandte Rechner wird die Tabellen, die gegenüber anderen Werken den Vorzug der Billigkeit haben, nach kurzer Einarbeitung mit Vorteil nur bei Übermüdung und zur Selbstnachprüfung des schulmäßig ermittelten Rechnungsergeb-

nisses verwenden. Die (allerdings nur anderthalb Text- und vier Zahlen-seiten umfassenden) Additionstabellen sind zwar hübsch aufgebaut, aber praktisch wertlos. Der Buchhalter, der mit ihrer Hilfe Konten addieren würde, stände nicht am richtigen Platze. Dr. Peter van Nabel.

Ein praktischer Führer durch die Sommerfrischen des Sauerlandes (einschl. Siegerland, Wittgenstein und Waldeck).

Der Westfälische Verkehrsverband E. V., Sitz Dortmund, hat in Zusammenarbeit mit dem Sauerländischen Gebirgsverein einen Führer durch die sauerländischen Sommerfrischen herausgegeben, der bei einem Umfang von 112 Seiten rund 230 Sommerfrischen nennt. Zum erstenmal wird in der vorliegenden Schrift eine umfassende Übersicht über die Erholungsstätten des natur schönen Sauerlandes geboten, das als Erholungsgebiet für die Bevölkerung Westdeutschlands immer mehr an Bedeutung und Beliebtheit gewinnt.

Die Schrift zeigt eine recht geschmackvolle Aufmachung, bringt auf Kunstdruckpapier zahlreiche gute Bilder und enthält nach einem einleitenden Artikel über das Sauerland als Erholungsgebiet knappe Beschreibungen der einzelnen Orte mit allen wesentlichen Angaben, wie man sie bei der Auswahl seiner Sommerfrische zu erhalten wünscht. Was die Schrift besonders wertvoll macht, ist ein ausführliches Verzeichnis der Unterkünfte (Hotels, Gasthöfe, Privatpensionen) mit Angaben über Preise und Ausstattung der Fremdenbetriebe, aus dem zu ersehen ist, daß die Fremdenbetriebe des Sauer- und Siegerlandes, Wittgensteins und Waldecks preiswerte Unterkunft und Verpflegung für alle Ansprüche bieten. Ferner enthält der Führer eine übersichtliche Verkehrskarte und ein Verzeichnis der Postomnibusverbindungen. Die hübsche, praktische Schrift, die den zahlreichen Freunden des Sauerlandes sicher sehr willkommen sein wird, ist bei allen namhaften Reisebüros, den Verkehrsvereinen und dem Sauerländischen Gebirgsverein zu der geringen Gebühr von 0,20 RM. zu haben und wird gegen Voreinsendung dieses Betrags (in Briefmarken) vom Westfälischen Verkehrsverband, Dortmund, Stadthaus, sofort zugesandt.

Bruno Lauts neues Haus, das er in Anlehnung an seine Ideen baute, hat viel Aufmerksamkeit in breiten Kreisen, nicht nur bei den Fachleuten, gefunden. Veröffentlichungen darüber sind bis jetzt noch nicht erschienen. Jetzt aber hat sich Laut entschlossen, ein Buch herauszugeben, das in der nächsten Zeit bei der Franck'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erscheinen wird.

Werbt neue Leser!

Mit der Erweiterung des Leserkreises und mit der Erhöhung der Auflage wächst naturgemäß die Möglichkeit, eine Zeitschrift inhaltlich weiter auszugestalten. Eine erfolgreiche Werbung liegt daher im eigenen Interesse unserer Leser. Als

Prämie

für jeden, der dem „Werk“ einen neuen Leser zuführt, setzen wir das im Büchermarkt dieser Nummer besprochene Bändchen „Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten“ aus.

Es genügt, uns Name und nähere Anschrift des Neubeziehers, Zeitpunkt des gewünschten Beginns der Belieferung sowie, falls Auslieferung des „Werks“ durch eine Verteilungsstelle erfolgt, Firma bzw. in Frage kommende Verteilungsstelle auf einer Postkarte mitzuteilen. Die Zustellung der Prämie erfolgt portofrei, Probehefte gegen Voreinsendung von 20 Rpfr. in Freimarken.

Die Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Str. 28.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 5, Mai 1927, Jahrgang VII.)

Arbeit. Von Ernst Jahn.	1
Arbeit. Einspruch von Carlhle.	1
Deutschland als Glied der Weltwirtschaft. III. Teil. Von Prof. Dr. E. Schulze, Leipzig.	2—5
Schafft für deutsche Hände Arbeit! Von Arno Wrede.	6
Die Entwicklung der Eisentechnik im Stromgebiet des Rheines im 19. Jahrhundert. Von H. Dickmann. (Zll.).	7—11
Schätze im Müll. Von Dr. von Hoffer.	12
Die Eisenbahnbrücke über die Newark Bay. (Zll.).	13
Technische Gedenktage.	14
Schiff in Not! Roman von Lu Bolbehr. 4. Fortsetzung. (Zll.).	15—19
Das deutsche Luftverkehrsnetz. Von Ernst Kredel. (Zll.).	20—21
Der Flug zum Pol. Von Rüsler Larsen. (Zll.).	22—26
Hinter den Kulissen eines Aquariums. (Zll.).	27
Der Wunderdoktor. Anekdoten von Bernhard Rehse. Mit fünf Eherenschnitten von Hans Bilz.	28—29
Zeit im Bild. (Zll.).	30
Wirtschaft und Technik. (Zll.).	31
Astronomisches vom Mai. Von Prof. Hülshöpper. (Zll.).	32
Von der Seele des Ostens. Von W. Debus.	33
Wie wirken wir der drohenden Degeneration der Frauenwelt entgegen? Von Dr. E. Blume.	34—35

Die Hausfrau als Hüterin der Gesundheit. Von Dr. O. Neustätter. (Schluß).	35—36
Die Sprache des Orchesters. Von Dr. A. Aber.	37—38
Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr.	38—41
Zwei Anekdoten vom Altmeister Menzel. Erzählt von H. Fehner.	41
Rekordjagd oder Volkserziehung?	42—43
Das turnerische Leben im Emscher-Ruhr-Lurgau.	43
Das Kleid der Turnerin im Wandel der Zeiten. (Zll.).	43
Schach, Rätsel, Denksport.	44—45
Büchermarkt.	46—47
Inhaltsverzeichnis.	47
Preisanschreiben.	48

Bilder aus Volkswirtschaft und Industrie.

Deutschlands Gütererzeugung.	2
Die Metallwirtschaft der Welt.	3
Gemüseinfuhr Deutschlands.	4
Die Verschiebung im Welthandel.	5
Der Aufbau der neuen Großhandelsindizes.	6
Schätze im Müll.	12
Die Weltzeituhr.	14
Vitamine.	36

Fünfhundert-Mark-Preis ausschreiben!

Kritik am „Werk“.

Die von Monat zu Monat steigende Bezieherzahl, das rege Interesse an unserer Zeitschrift auch außerhalb der B. St., das anerkennende Urteil der Tagespresse scheinen uns Gewähr dafür zu geben, daß wir uns auf dem richtigen Wege zu dem im letzten Dezemberheft umrissenen Ziel befinden, „Das Werk“ zu einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen.

Wir sind uns klar darüber, daß wir uns diesem Ziel nur nähern können durch tatkräftige Unterstützung und rege, sachlich begründete Kritik aus den Reihen unserer Leser.

Diese Erkenntnis gibt uns Veranlassung, unserem Leserkreis nachfolgende Fragen zu unterbreiten:

1. Welche Wissensgebiete sind im „Werk“ Ihrer Ansicht nach zu stark, welche Gebiete zu wenig berücksichtigt?
2. Was gefällt Ihnen besonders am „Werk“? Was mißfällt Ihnen?
(Kritik am Inhalt, Anregung zur Ausgestaltung usw.)
3. Welche beiden mindestens ganzseitigen Aufsätze in den Hefen 1 bis 5 haben Sie am wenigsten, welche beiden Aufsätze am meisten interessiert? (Begründung!)

Sehr erwünscht ist uns die Beteiligung sowohl der erwerbstätigen Frau als auch der Hausfrau.

Um das Interesse an unserer Rundfrage zu fördern, haben wir uns entschlossen, dieser die Gestalt eines Preis- ausschreibens zu geben, und setzen für die besten Einsendungen zu 1. bis 3. je 18 Preise aus, und zwar:

3 erste Preise von je RM. 30.— in bar,

3 zweite Preise im Werte von je RM. 20.—,

Originalradierung auf Japanpapier von Joest: „Fridericus“, Bildgröße: 24×31 cm, Kartongröße: 40×50 cm (eine verkleinerte Wiedergabe enthält Heft 4 des VI. Jahrgangs),

3 Bücherpreise im Werte von mindestens je RM. 10.—,

15 Freiabonnements auf den Jahrgang 8 (1928) in zweifarbigem Umschlag,

30 Freiabonnements auf den Jahrgang 8 (1928) in einfarbigem Umschlag.

Jeder Leser kann sich an der Beantwortung sämtlicher gestellten Fragen beteiligen, es ist jedoch ebenso zulässig, sich auf die Beantwortung einer oder zweier Fragen zu beschränken. Die beste zusammenhängende, alle drei Fragen berücksichtigende Kritik wird mit einem

Sonderpreis von RM. 50.—

ausgezeichnet. Der Endtermin für die Einsendungen ist für Deutschland und Deutsch-Österreich der 15. Juni, für das Ausland der 10. Juli. Die Auswertung der Rundfrage sowie die Veröffentlichung der Preisträger und der mit den ersten Preisen gekrönten Einsendungen erfolgen im Augustheft.

Heft 1 des laufenden Jahrgangs ist infolge der unerwartet zahlreichen Nachbestellungen vergriffen. Nachbestellungen können daher nur vom Februarheft an (mit dem Beginn des laufenden Romans) berücksichtigt werden.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12,— Mk., Einzelheft 1,20 Mk. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,— Mk., Einzelheft 0,80 Mk.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— Mk., Einzelheft 0,50 Mk., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. · Düsseldorf, Juni 1927 · Heft 6

Die Erneuerung der deutschen Wirtschaft.

Hebung des Volkseinkommens. — Amerikanische Beispiele. — Werk- und Volksverständigung. — Deutsche Kultur und deutsche Zivilisation.

Von Dr. Julius Paul Köhler, Berlin.

Die Krisis des deutschen Wirtschaftslebens ist ein Teil der Krisis unserer Kultur und unseres Volkslebens. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit zur gemeinsamen Erneuerung und Besinnung auf zukunftssichere Auswege. Zwar lebt die Tatkraft des Arbeitswillens und des Ordnungssinnes noch in allen Berufsschichten unseres Volkes, ja, der Wunsch nach Arbeit und Tätigkeit ist in fast allen Berufen kaum jemals ernster gewollt und empfunden worden als in unserer schweren Gegenwart, aber irgendwie und irgendwo — das spürt ein jeder — fehlt dem Werk noch die rechte, frohe Schwungkraft und lebt es trotz mancher großer Anstrengungen noch recht ermüdet und verdrössten dahin. Der Wille zum neuen Wirtschaftsleben erfordert eine Lösung der brennend gewordenen sozialen und technisch-wirtschaftlichen Aufgaben. Dabei sind eingangs bestimmte Tatsachen zu beachten: so der geschichtlich gewordene deutsche Wirtschaftsapparat und dessen innere und äußere Verknüpfungen, die Verkleinerung des deutschen Lebensraumes, die Charakterbeschaffenheit der deutschen Berufsmenschen im Verkehr untereinander und die Verarmung unseres Volkes. Kein Land zieht zur Zeit die wirtschaftspolitische, technische und organisatorische Aufmerksamkeit stärker auf sich als Nordamerika. Lassen wir darum einige Beobachter der amerikanischen „Wirtschaftswunder“ zu Worte kommen, um nachher die praktisch möglichen Schlußfolgerungen für Deutschland daraus zu ziehen oder diese dem Leser selbst anzutragen. Es ist hierbei nicht uninteressant, zu hören, was zwei englische Wirtschaftler auf Grund von Studien der nordamerikanischen Wirtschaftsverhältnisse ihren Landsleuten zu sagen haben. Beide suchen „Das Rätsel hoher Löhne“ (Bertram Austin und W. Francis Lloyd: „Das Rätsel hoher Löhne“, aus dem Englischen übersetzt von E. Trapp, Verlag F. Vieweg & Sohn,

*Könne wollen,
Wolle können!
Götter zollen,
Menschen gönnen
Dann dem Wollen
Auch das Können.*

Anastasius Grün.

Braunschweig 1926) und damit den Kern der technischen und wirtschaftsorganisatorischen Seite der volkswirtschaftlichen Leistungen Nordamerikas zu erläutern. Durch die Ermäßigung aller Herstellungskosten für Fabrikwaren und durch Herabsetzung der Transportkosten bei zunehmender Leistungsfähigkeit und Ausmerzung aller Verlustquellen hat in Amerika die Spannung zwischen den Löhnen und den Preisen für Bedarfsartikel ständig zugenommen. Der aufgeschlossene, auf Gegen-

seitigkeit und gesellschaftliche Verbindlichkeit eingestellte Geist der amerikanischen Wirtschaft hat sich vollkommen in den Grundsatz „Steigender Umsatz, niedrige Preise, hohe Löhne“ hineingelebt. Wer „anders herum“ möchte, schwimmt gleichsam gegen den Strom, kann auf Grund der anders gerichteten Dynamik der amerikanischen Wirtschaftsführung niemals zu nennenswertem Einfluß und zu achtungheischender Geltung gelangen. Eine große Rolle bei der Verbilligung der Warenherstellung spielt die Vereinfachung und Verminderung der verschiedenen Größen und Arten eines jeden Artikels, obgleich hierüber in Europa

häufig übertriebene Vorstellungen herrschen. Besondere Aufmerksamkeit wird allen neuen Erfindungen und Verbesserungen an den Maschinen zugewandt; die Mühe und Zeit sparenden Maschinen erhöhen die Erzeugungsfähigkeit, und mit dieser verbilligen sie die Waren, die bei dauernd hoch gehaltener Kaufkraft immer neuen Absatz finden — wohlgemerkt: vor allem am nordamerikanischen Binnenmarkt. Deshalb arbeitet jede Arbeiterorganisation, die eine Politik der Beschränkung der Erzeugung oder eine Lohnsteigerung ohne Rücksicht auf die Erzeugung verfolgt, direkt gegen das Wohl der Industrie und damit der Arbeiter selbst. Zwischen den Unternehmungen des gleichen Geschäfts-